

1927
—

Einiges über Sprachbeauftragung

Von Heinrich Jillich

Im Gegensatz zu den „Karpathen“ hat sich der „Klingsor“ die ästhetische Erziehung nicht zur Hauptaufgabe gesetzt. Gründe, außerhalb unserer Überlegung und Entscheidung, geboten es. Wenn aber eine den Ideen und der Deutung des Lebenssinns mehr zugewandte Zeitschrift wie diese die Kunst und was sich als solche gebärdet nicht betrachten wollte, auch nach deren ästhetischer Bedeutung hin, so verläöre sie ein weites Gebiet menschlichen Ausdrucks und wirkte ihrer eigentlichsten Aufgabe entgegen. Dazu verriete sie noch den Erfolg der geistigen Arbeit, die Adolf Meschendörfer in Siebenbürgen geleistet hat, an eine Schar Dilettanten, sie zerstörte die Atmosphäre geistiger Verantwortung, die dieser Mann geschaffen hat und die uns die Freiheit gibt, ungehemmter durch Kleinheit und Alltag nach Kunst zu streben. Solche Atmosphäre kann auch von außen zerstört werden. Sie zu bewahren und zu verdichten, ist unsere Pflicht.

Nun läßt sich dies verhältnismäßig leicht tun, wenn ein bestimmtes Buch vorliegt und aus dem fertigen Werk dessen Bedeutung abgezogen werden kann. Dringt aber der Geist, dem das Wort nicht gegeben ist, in ein breiteres Bett ein und sucht einen Gestalt weniger streng fordernden Stoff als den in der Dichtung darzustellenden Menschen, so werden wir die Gefahr gewachsen sehen und unsere Aufgabe erschwert.

Wir haben in der Zeitschrift „Der Weg“ ein solches Beispiel von einem Dilettantismus, der nicht ein beschränktes Feld eines empfindenden Herzens unzulänglich bestellt, was erfreulich wäre, wenn es gleich die Welt nicht erschütterte, von einem ganz besonderen Dilettantismus, der geradezu offenbarend aufzutreten meint. Beschreibt man sein Wesen oder besser: sein Un-Wesen, wie ich es im Märzheft des „Klingsor“ getan habe, so sagt der Dilettant, der Einwand treffe

sein Eigentliches nicht, er sei erkannt worden. Mag er sich nun erstrecht tragisch drapieren, er hat nicht ganz unrecht. Stellt sich auch der Dichter hinaus: versachlicht, faßbar und erblickbar, so doch nicht dieser Dilettant.

Er, der das Leben verdichten, es auf den wesentlichen Gehalt zurückführen will, ist verdammt, sich selbst nicht zu kennen und damit auch die Umwelt nicht. Die Angst vor den Entdeckungen, die er bei sich machen müßte, ist seinen guten Stunden sicherlich nicht fremd — welcher Gott wäre hart genug, ihm nicht wenigstens dies Memento zu gewähren! — aber sie ist auch nur eine dilettantische Angst; er glaubt ihr nicht lange. Ihm fehlt eben der Punkt, aus dem er zu kurieren wäre. Sein Fall ist belanglos, aber die Gefahr, daß er zu sich die Wortverlorenen lockt, muß eingedämmt werden. Zeigen wir die lebende Sprachlosigkeit in ihrer Sprache auf.

Meine Kritik seiner Zeitschrift bespricht Bruckner, der Herausgeber des „Weg“, wie folgt:

„Heinrich Zillich schreibt im *Klingsor*: Jugend vor dem Spiegel. Es ist so, daß die Jugend vor dem Spiegel inspiriert werden soll, den Spiegel vor sich zu zerbrechen, oder sonst mit einer schillerisch angehauchten Tat, den Beweis erbringt, daß sie ein Kerl sei.“

An diesem Satz, den einen deutschen zu nennen keinem Bolokuden einfiele, erweist sich die Unfähigkeit Bruckners, Tatsachen zu schildern. Ich habe wohl im „*Klingsor*: Jugend vor dem Spiegel“ geschrieben, aber das war wörtlich die Überschrift meines Aufsatzes. Berichtet er über diesen — und es ist kaum anzunehmen, daß er den Titel allein besprechen will — so hätte er sagen müssen, daß ich über die Jugend geschrieben habe. Wer diese Jugend ist, teilt er nicht mit. In seinem Innersten getroffen, vergißt er ganz, daß ihm auch jemand zuhören und, was weniger zu erwarten ist, daß jemand die Absicht haben könnte, auf seine Worte etwas zu geben. Von vornherein schon ist seine Replik für den, der meinen Aufsatz nicht gelesen hat, unverständlich, besonders durch das seltsame „Es ist so...“ Ich habe nach wiederholtem Lesen herausgeliest, daß in diesen drei Wörtern so etwas wie ein Resümee meines Aufsatzes steckt. Er will sagen „Zillich meint...“ oder „Zillich will...“. Allerdings traute ich mich nur zögernd zu dieser Deutung, weil die fehlerhafte Konstruktion „erbringt“ statt „zu erbringen“ einen Sinn zu verbergen schien. Wie ich nun zuversichtlich annehme, lautet der Satz in deutscher Sprache und mit deutscher Zeichensetzung so:

„Stillich will die „Jugend vor dem Spiegel“ dazu inspirieren, den Spiegel vor sich zu zerbrechen oder mit einer anderen schillerisch angehauchten Tat den Beweis zu erbringen, daß sie ein Aert sei.“

Ich bitte den Leser um Nachsicht. Auch dieser Satz ist noch schlecht. Ich weiß nicht, was eine schillerisch angehauchte Tat ist, und fürchte, sage ich dies, daß der Logiker Bruckner an meiner Feststellung im März, es fehle seiner Jugend das „schlechtthin Schillerische“, eine Beziehung zwischen dem Geiste Schillers und dem Spiegelzertrümmern aufdeckt. Auch sagte ich, es fehle ihr das Schillerische; wenn ich also halbwegs klar bin, kann ich sie nicht dazu inspiriert haben, gerade das zu beweisen, was ihr nach meinen Worten fehlt. Nein, Bruckner, eine solche Kraftmeierei verlange ich nicht von Ihnen. Und deshalb ist auch Ihr folgender Satz ein Unsinn:

„Für die oberflächliche Behauptung, das sind ja gar nicht die berufenen Vertreter besagter Generation, steht dieses Bild voran.“

Von der Generation hat er noch nichts gesagt, also ist sie nicht „besagt“. Daß die „oberflächliche Behauptung“ ich aufgestellt habe, ist auch bloß zu erraten, und daß der Vorstadtnebensatz diese Behauptung enthält, weiß ich nur, weil ich sie kenne, nicht weil die Satzfügung es deutlich macht. Was aber heißt „Bild“? Es ist zu ahnen, daß die von mir ausgehende Inspiration zum Spiegelzerbrechen das „Bild“ sei. Ja, aber sie ist doch nach Bruckner eine Tatsache, demnach kein Bild. In Wirklichkeit ist es ein Bild, das sich Bruckner von dem Zwecke meines Märzaufsatzes macht, indem er annimmt, ich hätte ihn zu „Taten“ inspirieren wollen. Doch vergißt er dies wieder, wenn er sagt, daß die Behauptung, er gehöre zu den nichtberufenen Vertretern seiner Generation, meinem Wunsch, ihn zu inspirieren, voranstelle, die Behauptung die Inspiration also begründe. Denn habe ich die Inspiration gewollt, so kann ich doch nicht annehmen, er sei nicht berufen, sondern muß im Gegenteil davon überzeugt sein, daß er es ist und es bloß nicht recht wahrnimmt.

Welche Verwirrung der Sprache, wenn man nicht weiß, was man redet! Und nun kommt wahrhaftig das Stottern. Etwas Ironie ist zwar hineingemischt, denn er, den ich schon am Kragen halte, glaubt mich erwischt zu haben.

„Aha, dann würde man doch etwas merken, dann sind sie es vielleicht doch — oder?“

Unergründliches „oder“ zwischen zwei Gedankenleeren. Darin findet noch immer sein Schlußplinius Platz, der es nicht glauben kann,

daß die Zensur ernst gemeint ist. Doch — sofort wieder polemisch fest — fragt er:

„Ist denn die Tatsache, anders zu sein im ersten Schritt, als es die Ältingforgeneration war, Mittel zum Schluß, die da sind nichts, werden niemals etwas sein und, o Jammer, der Ältingor weiß es schon ganz bestimmt, daß wir niemals etwas sein werden.“

Na, endlich! Jetzt glaubt er, daß die Zensur ernst gemeint ist; in die deutsche Sprache übersetzt hat er nämlich dies gesagt:

„Berechtigt denn die Tatsache, daß wir, die Leute vom „Weg“, im Anfang anders sind, als es die Ältingforgeneration war, zur Folgerung, daß wir nichts sind und niemals etwas sein werden. O Jammer usw.“

Nun lese man die eingerückten Sätze Bruckners noch einmal und man weiß, wie der folgende Teil seiner Erwiderung sich sprachlich und inhaltlich gebärdet, bis er zu einem Leckerbissen führt:

„Zu was Worte nur und Worte, aus eigener Problematik ist eine andere nicht zu verstehen.“

Wozu ihm sagen, daß auch dies wieder nicht stimmt, besonders bei seiner Problematik, die ebenso billig ist wie der letzte Satz:

„Verteidigung — es heißt vieles im Umkreis, darüber singt die Lerche.
Emil Bruckner.“

Vichtenberg schreibt einmal: „Sagt, ist noch ein Land außer Deutschland, wo man die Nase eher rümpfen lernt als puzen?“ — O ja, die Heimat der Lerchen, Hermannstadt!

Bruckner ist ein Hereinfall für seine Generation. Das sagt nichts gegen ihn; er ist nun einmal so. Aber es sagt etwas gegen das Deutsch, das bei uns tüchtigen Deutschen geschrieben werden kann.

Er ist eine Lerche und singt unschuldsvoll, aber schon sind dem Sonnenstreber die bösen Geister nah. In einem Prospekt, der dem „Weg“ beilag und der zustimmende Äußerungen über das Drama „Der Winter“ von A. Breckner enthält, dessen Unzulänglichkeit K. Ruppächer im Märzheft dieser Zeitschrift besprochen hat, finde ich neben Namen einiger Männer, die hoffentlich von Mitgefühl zu ihrem Fehlurteil verführt worden sind, die Unterschrift eines jungen Menschen. Sie bleibt am besten verschwiegen, denn sie deckt dies:

„Gleichgültig, wer den „Winter“ geschrieben hat: er stammt von einem hundertprozentigen Dichter!... Ich bin ein Mensch mit einer reichlich dicken Haut. Aber als ich das Werk im Gerichtssaal von Bildesheim, wo man gerade ein paar Eisenbahnattentäter zum Tode verurteilte, zum ersten Male las, war ich trotz der profanen Umgebung tief ergriffen.“

Der Mensch überführt sich durch sein Wort. — Gericht ist eine furchtbare Handlung in ihrer Notwendigkeit. Wer dies nicht empfindet, wem ein äußerlich belangloser Raum durch das, was in ihm geschieht und hier geschah die Wendung von der Not, die jene Missetäter für die Gemeinschaft waren — nicht voll Inhalt wird, wer die grausame Zweideutigkeit des Lebens in der erblickten Notwendigkeit nicht fühlt, die die Verbrecher ihrer Not zuwendet, indem sie jene bricht, wer diese Überfülle des Daseins „profan“ nennt und dabei lesen kann und ein solches Buch: der versteht nicht einmal das Oberflächliche, der hat keine Kunst, der ist ein Journalist im Wort, das verrät, wie sehr er es im Innern ist. Der Kritiker, den ein Todesurteil nicht, aber der Ritsch aus dem Gleichgewicht bringt, wobei die Reporterseele doch wieder nicht verschweigen kann, daß sie beim Todespruch zugegen war, ist der Typus des Sensationsgeiers, das Ende jeder seelischen Beauftragung in der Sprache.

Gegen diesen ist Bruckner ein Konfirmand, der nur nicht Deutsch kann. Dieser kann schreiben, aber welch einen Menschen enthüllt sein Wort!

Zwei sichtbare Erscheinungen unseres schreibenden Nachwuchses haben sich hier vorgestellt, eine dritte lockt unser Schmunzeln wieder hervor. Sie schreibt im „Weg“ schalkhaft-geistreich über einen Geiger:

„Sein Spiel dämonisch, aber nicht Paganini — zigeunerhaft — eine Doina und dann nachher in der „Arone“ „Bözsi ne sirjá!“ — — ich habe geweint.“
Über geh!

Dehlt

ikgs
Kp 6/1927, Seite 228-232

Kleine Versuche

Von Heinrich Zille

Soll eine Idee in die Masse wirken, so muß sie verdummt werden, klein und ins Rechenhafte umgebogen werden; sie muß mit einem Wort verleugnet und selbst zu dem gemacht werden, was eben Masse ist. Was als große Eigenschaft und großes Ziel die Menschheit bewege: Güte, Tat, Gott, — ist niemals der Menge innerlich bewußt worden. Einer erfaßte es und zwang die Masse, ihm Raum zu geben. Diese aber trat zurück vor dem Einen — welcher Instinkt für die eigene Wertlosigkeit! — und war und ist geduldig, für ihn zu leiden und sich totzuschlagen, wenn sie auch knirscht. Frage ich aber, was hat nun mehr Wert, Masse, leidende, geknechtete, gebärende Masse oder jener Einzelne, jene Sternschnuppe, die schöner als eine wirkliche von der Erde gen Himmel aufsteigt, so gibt's nur die Antwort: Der Eine! Der Eine!

Es ist das Kriterium für Bewegter, die einer Bewegung angehören müssen, um bewegt zu sein, daß es im Grunde gleichgültig für sie ist, was sie vertreten, wenn sie bloß etwas vertreten können, das heißt:

sich mit einer Sache auf Gedeih vereinigen dürfen (wobei sie nicht wie jeder Vollmensch läte jederzeit Sinn und Zweck ihres Zieles überprüfen). Sie, niemals weltumfassenden Gedanken und Gefühlen hingegeben, blasen kleine Richtigkeiten zu Religionen auf und gesichert in deren Besitz durch ihre Anlagen halten sie jeden Einwurf für Lächerung und Unsinn, weil ihr Ziel, also eigentlich ihr Rückgrat, ohne das sie keines haben, in Frage gestellt wurde. Als ihr Gegner wird man immer wieder gewahr werden, wie nutzlos jedes Wort gegen sie ist. Sie wollen es einfach nicht hören und sehen es, von ihrem Ziel auf den Kopf geschlagen, als rotes Tuch, auf das sie losjagen, blind dafür, daß sich aus dem roten Tuch und ihrem Verhalten davor ein Genicksang für sie bereitet. Damit bleibt für den Torero, an dem solcherart vorübergesprungen wird, nicht mehr das bekämpfte Ziel, sondern nur noch der Springer interessant.

Sich „Ausleben“. Ein Wort, das einem Jugendgottesdienst ent-
hört, die Spießbürger heimlich berührt, wenn sie über die Jugend
zu richten anfangen. Denn dort, wo ihnen etwas Neues entgegenweht,
das ihre Art bedroht, finden sie schnell zu der Anklage, die sie selbst
rechtfertigen soll, indem sie den Angeklagten verurteilt. Es ist ewig
so, daß das, was sie nicht verstehen, verständlich zu machen ihnen
nicht schwer fällt. Und wo gar einer versucht, sich im Dienst höherer
Schau freie Bahn zu schaffen, da wissen sie Bescheid und sagen: er
predigt das freie Ausleben, er will schrankenlos alle Genüsse kennen.
— So wissen sie, weil sie sogar zu solchem Auswärtsstreben niemals
den Mut gefunden hätten, den es dazu braucht. Aber da sie einmal
etwas von den erotischen Gelüsten einer mittelpunktlosen Dichterei
gehört haben, was ihre Pfarrherrnkeuschheit wie Ketzerei und un-
geheuer modern berührt hat, können sie jedem jugendlichen Streben
nur diese Deutung geben. So kommt's, daß ein vielleicht religiös be-
sessener Mann in ihren Augen zum Faun wird, in dessen Fußspuren
sie den eigenen Weizen umso üppiger emporstehen lassen.

„Er ist auch so Einer“, nämlich Einer, der so ist, wie man
nicht sein soll, das heißt so, wie man sein soll, um der Kreatur, die
eben anders ist, als Verneinung ihres Selbst zu erscheinen. Da aber
diese Kreatur davon lebt, daß sie ihr Nichts durch Verurteilung des
ihr Unähnlichen zum Etwas ausbläst, wird so Einer immer Einer
bleiben, an dem jene bleibt, was sie ist durch ihn: Keiner.

Der Aufschneider ist ein Mensch, der tiefer in das Geheimnis der
Begebenheit einblickt als der blöde Wahrheitsfager, denn ihm eröffnen
sich, während er erzählt, alle Möglichkeiten, die das Ereignis enthält
und wozu es sich hätte ausweiten können. Er schneidet wirklich den
fertigen Leib der Begebenheit auf und steht nach, was darin steckt.
Ob er nun einfach vergrößert oder vergrößert, wegläßt oder hinzusetzt
beim Erzählen, er vermag nur das zu enthüllen, was irgendwie als
Keim im Ereignis lag. Er ist der Tiefersüher, ist objektiver als das
Ereignis selbst.

Es gibt eine Abortwandgeistigkeit, die auf die Muffa des Stuhl-
gangs gestimmt ist. Ihr Träger ist nicht nur der „Bekenner“, der an
solchen Orten die Mauern entlehrt. Wenn einer an eine Pflanzwand
schreibt: Nieder mit den Juden!, ist er um kein Haar schlechter als
der Pfarrer, der vor die Bude der Politik Gott als spanische Wand
aufrichtet, hinter der sich die Scheinheitigkeit die Hosen öffnet.

Kap 8/1927, Seite 285-287

< über die Zeit nach 1918 >

~~Nachbemerktungen~~

~~Der Schriftstiller~~

nach Capesius

Den Relativismus, der ~~nach Capesius~~ ein Kennzeichen der Nachkriegszeit sein soll, kann ich nicht als deren Inhalt gelten lassen. Außerordentliche Umschwünge der Zeitseelen mögen denen, die andere Voraussetzungen kannten, als Unfolgerichtigkeiten und Schwankungen, nicht als Seelenwendungen erscheinen. So ist auch Capesius zu dieser Verkenntnis gekommen, indem er den Gärzweck mit der Gärung verwechselte. In der Maische schwimmen noch die Treber, die Kelter ist schmutzig von der Weinwerdung, aber dies dient doch dem Weine, der sich dadurch klärt.

Wesentlich in unserer Zeit ist das Drängen nach absoluten Werten, die ihre Rechtfertigung von einem Urabsoluten herleiten müssen, um geltend zu sein. Die Sehnsucht geht auf eine Erkennung der Welt, sie ist das Sachlichste, was man sich denken kann, denn sie ist dem Sinn zugewandt. Magisch, hintergründig, scheinbar vieldeutig ist eine Zeit, die solchen Ideen dient, weil sie sich an das Stoffliche nicht klammert, während Zeiten, die an die „Tatsachen“, an das Außen der Welt glauben, in ihrer Oberflächenhaftigkeit auch scheinbar einheitlicher sind. Der Glaube ans Stoffliche ist immer leichter faßbar als der Trieb ins Bedeulame, der aber im Kerne einseitiger und absoluter ist, mag er auch in seiner Hingeringtheit dem Materialisten an der Oberfläche zu stark schimmern – wie sollte es auch durch seinen Leib nicht leuchten, wenn das Innere brennt.

Capesius hat meines Erachtens die äußerliche und nichtsagende Einförmigkeit der Vorkriegszeit – in der es allerdings im Innern zu brodeln begann – in unvergleichbarer Weise an der äußeren, sicherlich vielgestaltigeren, innerlich erfüllteren Gegenwart gewogen. Anscheinende Gleichmäßigkeit dort kann mit dem scheinbaren Relativismus hier nicht verglichen werden, denn jene war der Inhalt, während er sich heute hinter die Oberfläche verschoben hat. Das bedeutet natürlich nicht, daß das Antlitz der Zeit rein und edel sei. Wie es ausseht, zeigt der folgende Aufsatz von Reisner, der allerdings das hier geschilderte Anwachsen eines religiöseren Menschentypus nicht wahrhaben will.

Kfr 1927, Seite 417 ~~417~~ Pötn

Der Hintergrund in den Gemälden Hans Eders

Von Heinrich Jülich

Jeder echte Maler erlebt die Welt durch ihre Oberfläche. Er erlebt nicht diese, er erlebt durch sie die Welt. Das hindert nicht sein Bestreben, in der Oberfläche wieder die Welt darzustellen. Er malt also Gegenstände des Lebens nach und wenn er Künstler ist, bedeuten die gemalten Gegenstände etwas tieferes, als sie dem oberflächlichen Blick in der Wirklichkeit bedeutet haben. Fünf Äpfel sind eine belanglose Angelegenheit, niemand würde sie sich zum Zimmerschmuck an die Wand hängen, höchstens legt man sie in eine Schale und freut sich eine kurze Zeit an den hübschen Farben; dann ist man sie gnadenlos auf. Gemalte fünf Äpfel hängt man an die Wand und läßt sie ein Leben lang, unter Umständen durch Jahrhunderte hängen. Warum? Die Frage sucht das Geheimnis jeder künstlerischen Gestaltung zu gründen. Die Antwort ist einfach: im Bilde kommt neben der oberflächlichen Wirklichkeit der Äpfel ein Etwas zum Vorschein, das die Aufbewahrung rechtfertigt. Eßbar und ergreifbar sind die gemalten Äpfel nicht mehr, ihre leibliche Natur ist ewig verloren, aber was gerettet wurde, ist der Geist des Apfels, seine Bedeutung, gewissermaßen seine Wahrheit. Das ist gerettet, was er im Leben und in seiner Oberfläche nicht ohne weiteres ausdrückt, wenn wir es in ihn nicht hinein tragen. Der Künstler ist ein Mensch: wie sich in ihm die Welt spiegelt, so spiegelt er sie. Ist er aber nur ein Auffänger des Außerlichen, jedermann Zugänglichen, so wird er nichts zu sagen

haben. In den gemalten Äpfeln eines Künstlers kann Traurigkeit, kann Freude, kann jedes einzelne Gefühl enthalten sein, in den Äpfeln, die ihre Farben zu diesem Ausdruck geliehen haben, ist keine Freude keine Trauer, es sind Äpfel, sonst nichts. Ein Mensch, der gemalt wird, ist solcher Gefühle auch mächtig, er kann sie in seiner Oberfläche zeigen. Was aber nützt es dem Maler, wenn er nur diese abmalt, er wird die Oberflächenverzerrung durch das Gefühl festhalten, nicht das Gefühl selbst. Ist er kein Künstler, der durch die Oberfläche hindurch fühlt und von sich aus hineinprägt, was im gegebenen Moment darin Platz hat; ist gleichsam der traurige Gesichtsausdruck des Modells nicht seine Trauer, die er durch das fremde (und da schon eroberte, zu eigen gemachte) Gesicht erlebt, so ist sein Malen schlecht, er ist kein Künstler.

Natürlich wird es seine Trauer sein, die er an der Trauer des andern erlebt. Es ist nicht mehr das Gefühl des Modells, denn das Modell verliert das Gefühl wieder, ja es verliert sogar seinen Charakter, denn es wandelt sich, weil es leblich ist wie die Äpfel. Nur Gefühl und Charakter bleiben, die durch den Künstler und aus ihm in den oberflächigen Formen und Farben des Modells verewigt wurden. Das Gefühl, das zur Farbe wurde, zur Form, zum Rhythmus, zur Schönheit oder zu einer andern ein bestimmtes Bild erfüllenden Sprache. Dahinter aber steht das schlechtlin Bestimmende, jener Erlebnisgrund, aus dem ein Künstler schafft. Denn hat er auch die Fähigkeit, dem inneren Kern des Modells nachzuspüren und es im Mitleiden gestaltend zu verewigen, so ist sie doch keine banale Gefühls-gleichschaltung, die ihn selbst herrenlos zum Spielball der Eindrücke macht. Das gestaltende Maß liegt in ihm. Es tritt aus der eigensten Innerlichkeit hervor und wie diese gerichtet ist, wie diese schaut, ist wichtig, denn sie bestimmt seine ganze Haltung und sein Können. Sie erfüllt seine Kunst überhaupt. Ob er es nun weiß oder nicht.

Diese innere Schau, die Persönlichkeit, muß sich natürlich auch aus dem Bilde erlesen lassen. Auf dem wesensgleichen Weg, den das Gefühl des Modells nahm, um in Farbe und Form ewig zu werden, drückt sich die Persönlichkeit des Künstlers aus, noch mehr: sie schreibt sowohl dem kleinsten Pinselstrich ihr Diktat vor und sie tritt auch in einer bestimmten Tönung, in einem Kompositionszug, der immer wieder sichtbar wird, auf. Sie schafft den persönlichen Stil.

Dann aber gibt es Künstler, bei denen ein Teil ihrer Bilder besonders damit getränkt ist, ein Teil, der den Betrachter an sich reißt und rufen

möchte: sieh, hier steckt das wesentlich Bestimmende dieser besondern Kunst (was noch durchaus nicht den wesentlichen Wert des besondern Bildes ausmachen muß.)

Ein solcher verratender Teil ist in den Bildern Hans Eders der Hintergrund. Es gibt nur wenige seiner Gemälde, wo der Hintergrund stofflich klar und gegenständlich bestimmbar ist. Regelmäßig ist er ein farbiger Ausgleich zum Bildvordergrund. Diese Farbigkeit ist dabei nur scheinbar aus der Farbenanlage entstanden. Nicht die dargestellte Person in ihren Formen und Farben schreibt den Hintergrund rein augengefällig in einer bestimmten Farbe oder Farbenzusammenstellung vor, sondern der geistige Inhalt der dargestellten Person bildet sich seinen Hintergrund. Das Bildnis eines traurigen Mannes zum Beispiel, in dessen Gebärde eine tiefe wegwerfende Resignation Ausdruck findet, die noch durch den geneigten Kopf und den Gesichtsausdruck verstärkt wird, hat einen Hintergrund in wenigen schweren und ineinander überfließenden Farben, die scheinbar einen Vorhang darstellen und doch ganz ungreifbar und bedeutungslos nichts anders sind als ein geistig erfüllter Raum. Der Geist des Raumes in jenem Bild ist auch die Resignation; und da der Raum endlos ist, umschließt er das Porträt nicht nur tatsächlich mit seinen Farben, sondern auch geistig vollkommen, er läßt es aus sich heraustreten, nicht, um es zu entlassen, sondern nur, um es zu zeigen. Es ist gleichgültig, auf welchem Weg der Künstler selbst zu diesem ungegenständlichen Hintergrund vordringt, welche handwerklichen Gesetze, welche Augenlust ihn zur dessen Gestalt bringt. Er dringt aus dem Modell zum Hintergrund vor oder aus einer Vision. Der Weg zum Hintergrund ist für ihn weniger geheimnisvoll als der Einverleibungsprozeß der Bildidee, die ihn aus dem Modell oder der Vision anrührt. Er hat ein ungewisses Gefühl der Gestalt, die entstehen soll und die sich während der Arbeit selbst ändern kann. Ist diese erreicht, so hat sein Weg ein Ende. Der Hintergrund ist für ihn nur das Begleitthema im gleichen Akkord. Er ergibt sich ihm, wie oben erwähnt, rein malerisch. Uns aber drückt sich in diesem Hintergrund das Wesentliche der Ederschen Kunst, das natürlich in jedem Pinselstrich faßbar ist, in einem ganz breiten Anschlag aus.

Am Ederschen Hintergrund ist zweierlei auffällig. Er ist fast niemals gegenständlich und er hat ebenso selten räumliche Tiefe. Das Bild liegt im Vordergrund, wie ein Vorhang schließt sich der Hintergrund daran und verbietet auch die kleinste Illusion eines geöffneten

lustbelebten Raumes. Der Hintergrund lebt irgendwie nicht irdisch. Er ist eine farbige Verstofflichung der geistigen Bildidee, aus der das gegenständliche Thema nur für kurz hervorgetreten zu sein scheint. Das Vortreten der Figur ist in manchen Fällen so deutlich, daß der Hintergrund um die Umrisse der Gestalt farbig unbestimmt bleibt, so als sei in ihn durch das Vortreten der Gestalt ein dieser gleicher leerer Raum eingerissen worden.

Was bedeutet nun diese Hintergrundverdichtung zu reiner Farbe, zu einem ungegenständlichen Spiel von Beziehungen? Erst dies: der Hintergrund ist eine Spiegelung des Bildthemas. Eine Spiegelung in der reinen Farbe. Damit sind in einem Bilde zwei sehr verschiedene Elemente vereinigt: im Vordergrund die Wiedergabe der irdischen Wirklichkeit (natürlich in ihrer künstlerischen Ausschöpfung) im Hintergrund ihre mystische in Farbe ausgedrückte Bedeutung. Aber dieser Hintergrund zeigt noch ein zweites: die Erlebnisphäre, aus der Eder schafft, seine Weltanschauung.

Man hat Eder in jüngster Zeit einige Male der stofflichen Wahl seiner Bilder wegen einen religiösen Maler genannt. Dies ist meines Erachtens eine Täuschung. Der Weg, der ihn zu jener monumentalen Darstellung religiöser Vorgänge führt, ist Freude an der Komposition, ein intellektuelles Einfühlen in einen großen Vorgang. Diese Bilder sind mehr komponiert und zusammengestellt, als einem religiösen Einheitsgefühl entsprungen. Sie sind unnatürlich, dabei in starkem Ausmaße geistreich, willentlich erfäkt, klug und stark, aber nicht restlose Auswirkung aus einem religiösen Gefühl. Das berührt ihren künstlerischen Wert in letzter Instanz gewiß, verhindert aber nicht, daß sich in ihnen außerordentliche Kunst verkörpert.

Aber vom Hintergrund her könnte man Eder einen religiösen Maler nennen und dies vielmehr in den Bildern, wo der gegenständliche Inhalt religiös indifferent ist. Natürlich religiös nicht im Sinne einer Religion, auch nicht im Sinne einer Gottgläubigkeit. Wohl aber im Sinne einer eigenartigen mystischen Bindung. Diese Mystik ist nicht einfach, ist nicht nativ, sie ist oft gewalttätig, gequält, aber immer übermächtig, dämonenhaft. Sie treibt den Künstler, sie macht ihn mitunter nur neroös, und macht ihn dann wieder in den großen Bildern in einer mächtigen Weise unruhig und bewegt. Der Dämon, dem das Bild abgerungen wird und der den stofflichen Vorgang nur für kurz aus seiner Kammer entläßt, ist die treibende Kraft der Ederischen Kunst.

Er ist für ihn die Macht der Weltkraft, dem man etwas stofflich

Erblickbares entreißen muß. Der Dämon dringt aber nach, spiegelt den Stoff wieder und läßt ihn niemals frei. Ja selbst dort, wo der Hintergrund einen bloßen Wert besitzt, wie in den Landschaften, ist er nicht ohne diesen Einschlag des mystischen Gestaltüberstulenden. Es wird dann der Himmel oder das Gras, selbst eine Häuserzeile mit den Wolken darüber unstofflich, bedeutungsvoll und irgendwie Raum. Aber Ederischer Raum, kein Raum des irdischen Daseins. In seinen Balzlandschaften hat der Himmel jene lassende begleitthematische Bedeutung. Am klarsten ist der Sinn des Hintergrunds in den Porträts und Stilleben fühlbar. Da ist der Raum, der mystisch das Modell umflutet, ganz entlustet, ganz nur Geist, ganz nur Wiederklang. Dieser Wiederklang ist aber der Erstklang, er gibt wieder, was geistig Eder ist und er hat schließlich auch den Wert der malerischen Persönlichkeit Hans Eder ausdruckskräftig in sich: eine der Kunst aus jenen tiefen Hintergründen wie fellsam dies Wort in die Ursprünge weist! — des Lebensinns verhasstete Kraft, die wie selten bei einem Künstler dessen Beruf erfüllt, den Beruf, der mit der Wiedergabe des gegenständlichen Alltags nur das Handwerksmäßige erreichen würde, in seiner wahren Aufgabe aber Sprecher und Maler der Hintergründe sein muß, die das Menschliche und Menschbestimmende verwahren.

Ref. 14/1927 Seite 429-433

Minderheitenlos und =Aufgabe

Von Heinrich Zillich

Es sind unendlich viele Worte geschrieben worden, aufmunternde, besänftigende, auf die Zukunft hinweisende, aber die seelische Verfassung der Minderheiten ist kaum mehr durch Zeitungen und Aufrufe zu ändern. Sie ist durch Erlebnisse geschaffen worden, die jeder Einwirkung durch Rede und Schrift standhalten.

Im nächsten Jahre vollendet sich das erste Jahrzehnt der Zugehörigkeit zu Rumänien und wenn diese Spanne ihren Abschluß mit Feiern und Paraden findet, wird lauter in seiner Stummheit der seelische Gleichklang bleiben, den uns die zehn Jahre gaben. Wir können sie zählen, es bleiben zehn runde Jahre, eine weite Zeit, wo uns Schmerz und Not, Bitterkeit und Enttäuschung, Mißtrauen und Selbstverschließung zum Besitz wurden. Man wende es nach allen Seiten, zähle die wenigen Freudentage, die geringen Stunden an den Fingern einer Hand auf, wo unsere Massen das Wort Heimat ohne Mißton empfinden konnten — es bleibt unnahbar aller Beschwichtigung die Überzahl der trüben Erfahrungen.

Man fordert von uns ein unmenschliches Maß an Einsicht und Verstehen. Was immer uns zum Schaden ausschlägt, ob unsere Schulen beschnitten werden, ob unsere Bauern verarmen, welcher Schlag uns trifft, man ruft uns zu, daß es die bösen Zeiten wären, die solches verursachen, die Unfertigkeit eines neugeschaffenen Staates, der Übereifer einer noch ungeschulten Beamtenschaft, hinter der ob schon vorübergehend getrübt, der väterliche Geist des Staates auch für uns waltet und uns bald bedenken werde. Daß wir uns nun nicht gleich dafür bedanken, das Bisherige nicht erfreut weitertragen, wird uns als Anklage vorgeworfen.

Man drehe wie immer das Blatt, man nenne unsere Freunde, man lese ihre Reden — es ist nichts, es ist Wort, Hauch und Laut gegen die Tatsachen, die uns seelisch zeichnen.

Ein politischer Berichtersteller wird ausrufen: die Minderheiten sind unzufrieden. Dieses Wort der allgemeinsten Erkenntnis ist unfähig, den Tiefgang und das Ausmaß, die besondere Art unseres seelischen Zustandes auszuloten. Fühlt je einer, der solches schreibt, die Färbung unseres Empfindens.

Um uns sind Acker, Berge und Städte, wir haben sie gepflügt, beforstet, gebaut, jahrhundertlang, und fühlen in uns die ungeheure

Legitimität, die aus der währenden Leistung fließt. Wir haben Kinder gezeugt, erzogen und in die gleiche Schule genommen. Wir haben all dies bewußt und mit dem Sinn für Gestaltung des Lebens getan. Wir haben geschaffen. Dem menschlichen Ablauf unseres Daseins, den großen Erlebnissen des Einzelnen, der Liebe, der Geburt, der Arbeit, dem Tod rauschten diese Wälder, gaben diese Acker den Weizen, diese Städte den Schuß. Mit tausendfach verzweigten Ädern bluten wir aus diesem Land, wie wir es durchbluteten. Was ist das Obenher, das Obenhin vor solchen Urfasern der Heimat?

Wer ist dumm genug anzunehmen, daß solche Verschlebung mit dem Boden gefährvoll werden kann dem Bodenschützer, dem Staat, wenn dieser die Verbundenheit stärkt! Wo können wir, wenn der Gedanke des Staates groß erlebt und nicht bloß chauvinistisch platt gedacht wird, jemals Feinde werden. Und wenn all dies die Engstirnigkeit noch nicht überzeugt: welches Geschöpf schädigt das Gute, das ihm nützt?

Wir sind seit beinahe zehn Jahren ausgeliefert der Heimatlosigkeit, die man uns bereiten will. Die Demokratie, die sich in diesem Osten nur in Worten westlerisch benimmt, hat ihre Rechtsbegründung, die Zahl, uns überall entgegengestellt. Was darüber hinaus Menschenwert ist, hat keine bestimmende Schwere mehr.

Man hat eine kleine Politik gemacht mit uns, uns abgeschnürt jeden Glauben ans gegebene Wort, an jedes Versprechen, aber auch jede Hoffnung auf den Gegenpartner. Noch manchmal verwehend erwarten wir von wenigen Männern eine Einsicht; wir glauben nicht mehr an ihren Sieg.

An den Stellen, die uns entgegengesetzt sind, wird die Minderheitenfrage wie der Ball eines Jongleurs ewig in der Luft herumgeworfen und nie angefaßt. Wir mißtrauen diesen Künsten, wir sind neun Jahre lang am eigenen Herde unfroh gemacht worden, wir können nicht in drei Tagen zu lachen beginnen.

Für unsere Lebensverdüsternung und die Müdigkeit der Massen vor jedem Aufruf ist kein bezeichnenderer Vorgang zu finden als an den Festtagen, wenn der Polizist von Haus zu Haus geht und uns auffordert, die Fahnen hinauszustecken. Wir ziehen sie nicht hoch, unsere Fahnenstangen stehen nicht auf den Dächern — seltsames Land, wo man es scheut, die Fahnen hoch zu pflanzen, weil schon das Hissen der Fahne, der Zug am Flaggenseil eine Bewegung der Freude wäre. Bei uns nimmt man gehorsam die Fahne aus dem Winkel und

steckt sie in den Stangenhalter an der Mauer. So flagen wir. Welch ein Alltag, wenn das Flaggentuch auf Wunsch der Behörde weht!

Hat niemand darüber nachgedacht, daß diese Teilnahmslosigkeit, darüber der Staat ein Eigenleben führt, vielleicht öfflicher Art ist, uns aber fremd, uns drücken muß, uns nicht eingeboren wurde, Verblüffung ist.

Man schaffe in Bukarest das Letzte Minderheitengesetz, ein Gesetz, das unsere Rechte endlich gewährleistet, es wird kein Sachse, kein Ungar glauben, daß es ernsthaft damit gemeint sei. Nach Jahren erst, wo wir des Gegenteils belehrt worden wären, ließe sich unser Mißtrauen überzeugen. Der Geist, mit dem Minderheitenpolitik getrieben wird, die Zweideutigkeit ist uns bewußt, nicht nur dies: ist uns ins Gefühl getreten. Ich sage nicht zu viel: man müßte uns, um uns davon frei zu machen, behandeln wie ein geschlagenes Kind, dem die Stiefmutter lange Zeit zu wissen gab, daß es ihr Blut nicht ist. Ein solches Kind wird nur begreifen können, daß seine Arbeit im Hause und der Lohn, den es einbringt, gerne gesehen wird, nicht sein Sitz am Tisch.

Die Minderheiten fühlen so — darüber gibt es keinen Zweifel.

Der Staat könnte da leichter Wandel schaffen als wir. Er ist der Mächtigere. Aber nur Taten könnten uns allmählich wieder aufatmen lassen. Ich glaube nicht, daß sie getan werden. Die zehn Jahre sind auch an mir nicht spurlos vorübergegangen. Aus menschlichem Gefühl reicht uns hier niemand die Hand.

Aber es gibt einen anderen Weg. Der führt auf ein anderes Ziel zu und belastet uns mit der ganzen Fülle einer tragischen Sendung. Den müssen wir gehen und den müssen unsere Massen verstehen lernen, um vielleicht nicht die Ruhe am Herde zu finden, aber den Sinn der Schickungen, die man uns auferlegt, und damit in größerer Tiefe die Heimat erleben als Aufgabe.

Wir Minderheiten, besonders die in Siebenbürgen siedeln, ob wir nun wie die Sachsen als bewußte Kolonisten kamen oder durch den Geist, den die Sachsen als erste hier vertraten und vorlebten, Kolonisten wurden, sind die Vertreter Europas. Alle Güter, die in dem geographischen Umfang unseres Erdteils (mit Ausnahme Rußlands) geistig wertvoll sind und die jedes Volk in diesem Raum als das Bedeutungsvollste der Kultur empfindet, sind in uns blutmäßig und durch Überlieferung vorhanden. Es genügt nicht, ihren Wert zu erkennen, man muß ihn leben, man muß durch Jahrhunderte aus ihm geschaffen, gelitten und geführt haben.

Auf diese Jahrhunderte kulturellen Dienstes kommt es an.

Auf der ganzen Erde dringt der abendländische Geist siegreich seit langem vor. Nicht seine wertvollsten Gaben sichern ihm die Macht, gewiß, aber hinter der zivilisatorischen Fertigkeit, die siegt, brennt doch die abendländische Flamme der größeren Lebendigkeit auch im Geistigen. In den Landstrichen, wo wir siedeln, setzen sich uralte Rückstände östlicher Kulturen — Byzanz, Rußland — mit einem Worte: der Balkan mit dem Abendland auseinander. Zu dessen Geiste nur können die erwachenden Völker, deren Gebaren schon abendländisch gefärbt ist, aufwachen. Sie wollen es selbst. Zu einer anderen Kultur, die sie etwa selbst schaffen, sind sie zu spät erweckt worden — und von wem erweckt? Vom Abendland. Ihre Zukunft ist das Eingehen in die europäische Geistigkeit, die — mag es Säßlichkeiten genug an ihr geben — lebendiger ist als der heutige Ostzustand. durch bewußt erlebte Jahrhunderte gestaltbarer, ausgreifender und schöpferischer. Wer hier etwas anderes wollte, von einer Nationalkultur träumte, die im Gegensatz zu Europa steht, mag Gymnastiken damit begeistern, das Leben geht daran vorüber.

Welche Rolle spielen wir Minderheiten in dieser Entwicklung, die doch eine Entwicklung zu uns selbst ist. Wir spielen eben die Rolle der Übermittler in breiter Front. Es hilft dem Vordringen einer Kultur weniger der Einzelne, der lehrend und aufklärend dafür wirkt, als die vielen Gestalten einer Minderheit, die in ihrer Lebensweise den erstrebten Geist vertreten. Es nützt wenig, wenn ein Wissender durch Vorträge bekehren will, aber das vorgelebte Beispiel im kleinen und großen Kreis ist anschaulich und überzeugend. Und dies auch nur, wenn es natürlich geschieht, wenn es aus langer Verwurzelung fließt, wenn es legitim, rechtmäßig getan wird aus jener großen traditionellen und bluthaften Selbstverständlichkeit, die nur Jahrhunderte gewähren, die im gleichen Geiste schöpferisch erlebt wurden.

Die europäischen Irrwege der letzten Zeit: die Überspannung des nationalen Begriffs, der am Außerlichen, Sprachlichen oder Provinziellen sich ausrichtet, damit das Einende der gemeinsamen Kultur verdeckt und unsäglichen Zwiespalt hervorrief, dürfen wir nicht gehen. Wir können sie als Minderheiten auch gar nicht beschreiten. Durch unsere Lage sind wir das Salz des neuen Europa. Eine solche Feststellung soll uns nicht höher einschätzen als die umliegenden Völker.

Sie zeigt nur an, daß wir eine Aufgabe haben, nicht mehr. Wie wir sie erfüllen, gibt uns Wert und den sollen uns andere zuerkennen.

Was wir also durch unser Los sind: Vertreter der alten Kultur Europas im Osten und zugleich die ausgesandten Posten des neuen, werdenden, geeinten Erdteils, muß uns bewußt werden. Wir müssen die Größe haben, dafür ein äußerlich-beschränktes Dasein zu übernehmen. Der primitive Mensch, der in den kleinsten Verhältnissen lebt, hat keine wirkende Bedeutung, aber uns wird auch die kleinste Lebensenge nicht hindern, durch die tausend Kanäle, durch die Geist und Gesittung fließen, auszufließen. Dies ist unsere Aufgabe. Sie ist schwer und bringt keinen augenblicklichen Lohn. Wenn aber dort im Westen Europas, zusammengeballt an dem entscheidenden Strom des Erdteils, am Rhein, die schöpferischen Kräfte der abendländischen Kultur liegen, aus der wir hergeschickt wurden durch eine vorsorgliche Schickung, so wissen wir auch, daß unser Sieg sicher ist. Wir dürfen ihn nicht klein wollen, als reiche Zuwage äußerer Güter und äußerer Macht, denn diese werden wir lange Zeit nicht haben.

In der papierenen Demokratie, wo das Prinzip der Mehrheit sich gegen uns richtet, müssen wir dasjenige vertreten, was in früheren Zeiten Adel schuf, wonach man heute im Westen wieder zurückgreift: das Recht der Kultur und Gesittung. Das Tragische und Große in solcher Aufgabe ist ihre niemals zu erreichende gänzliche Erfüllung. Deshalb müssen wir leiden. Leiden heute als Überrannte, leiden später, wenn unserer äußerer Sieg schon näher ist, weil uns das Ziel dann auch größer sein muß.

Der Geist des kulturellen Europas soll dieses Land erobern, er soll überfließen auf jeden Einzelnen in uns, er soll nicht zu uns, sondern zu der Idee des Westens bekehren, die wir wieder nicht in ihren schlagwortartigen Verdünnungen ausgeben dürfen. Das Bleibende, das Geistige der abendländischen Kultur soll durch uns überzeugen ohne Rücksicht auf Sprache und Herkunft, wie einst im alten heiligen römischen Reich jede Zunge die seelische Sprache eines einenden Kulturgefühls gesprochen hat. Uns Deutschen besonders, denen die europäische Zukunft immer mehr mit der eigenen Zukunft gleich laufen wird, die geistig den Erdteil nicht nur durch die Zahl ihrer Angehörigen, sondern auch durch die schöpferische Verbundenheit mit dem geistigen Inhalt dieses Gebiets bedeutend bestimmen, öffnet sich hier im Lande die größte Aufgabe.

Wer so den Sinn des Minderheitenloses empfindet, der schwingt

mit in der großen Wellenbewegung unserer Kultur als Handelnder. Dem wird die Gegenwartsnot nur ein Teilzustand aus der Entwicklung sein dürfen, die seinem Geiste schließlich die Oberhand gibt; der hilft mit an dem Werke, das immer das größte Menschenwerk sein wird: dem Dienst an der Veredlung des Nächsten.

Aber man fasse dies nicht christlich-mildtätig, so, als sei es uns übertragen, nun eine Art Quäkertum zu vertreten, als seien wir die Prügelknaben, die durch ihr mildes Verhalten das Gute im Gegner anrühren. So mild und einfach sind die Beziehungen von Volk zu Volk und die werktätigen Kämpfe für eine Kultur nicht. Nein, in tausend und abertausend Handlungen und Auswirkungen, im kleinsten Schritt der niedrigsten Arbeit muß das Europäische betont werden und da wir nur einen Anhaltspunkt dafür haben, was europäisch ist: uns selbst! müssen wir unsere Art schützen gegen jeden Einfluß des Balkans, während wir nach Westen hin offen bleiben.

Unsere nur auf Überzeugung beruhende Wirkung, wobei uns Europa den Rücken deckt, rührt, da sie keine äußere Macht will, nur das Geistige.

Wenn unsere Massen erfahren, worum sie leiden, ist die heutige Verbitterung verklärt. Aber selbst, wenn die Mehrzahl von uns ohne Bewußtsein für ihre Aufgabe bleibt, die Aufgabe erfüllt sich selbst: durch unser Hiersein und durch das dauernde von Jahr zu Jahr stärker werdende Einfließen von Gedanken und geistigen Inhalten aus dem Westen, deren Anstapler und Verteiler wir waren und sind.

Sehen wir über den Alltag hinweg und halten Ausschau auf Jahrzehnte, wie sorgsame Bauern, so ist kein Grund zur Hoffnungslosigkeit. In der so erspähten Zukunft wird auch der Punkt erreicht werden, wo die Feindschaft gegen uns erlöschen muß, denn dann werden wir mit allem Volk, das um uns lebt, eines geistigen Sinnes sein, der in verschiedenen Sprachen das gleiche spricht.

Apr 12/1927, Seite 448-454

Glossen, Lob und Stich - 1927
Rundschau

Kronstädter Säle. Die Konzertsäle der sächsischen Städte in Siebenbürgen mögen wohl alle nicht besonders gut sein, am unbefriedigendsten sind sie sicherlich in Kronstadt, weil hier sehr viele Veranstaltungen immer wieder in einen unschönen Rahmen gepreßt werden müssen.

Die Erlebnisfähigkeit des Kronstädter Publikums ist durch einige Eigenschaften behindert. Kunstliebe und in gewissen Grenzen auch Wertgefühl besitzt es; aber eine harte Nörgelsucht steht dem gegenüber; Nörgelsucht, die sogar das selbst empfundenste künstlerische Erlebnis im Nu verraten kann, wenn eine Unwesentlichkeit, etwa die Nase eines Künstlers ihr auffällt. Da mag zum Beispiel neben den wunderbaren Leistungen ein Sänger einen einzigen falschen Ton gesungen haben: die musikalische Feinhörigkeit der Besucher wird niemals darauf verzichten, dies als bleibenden Eindruck davonzutragen. Die Vorurteile, die ein solches Publikum, noch ehe es etwas gehört hat, bereit hält, und die Falschurteile, die es schnell abgibt und sich damit den freien Genuß oft unterbindet, macht es zu unserem schwierigsten und unberechenbarsten Auditorium, nach beiden Seiten hin. Fällt es nämlich auf einen Kitsch herein, so hält es an diesem Vereinsfall auch fest, und verschüttet es sich durch seine Nörgelsucht ein großes Erlebnis, so ist es sogar hier seiner Blamage treu. In all dem wird es noch durch die Säle unterstützt, die nichts verhüllen, jede Einzelheit krah und grell herausstellen und dem, was Theater ausmacht, der Illusion, zur ärgsten Hemmung sind.

Erst dort, wo weltbekannte Namen jeden Zweifel auslöschen, ist mit Freude zu beobachten, daß diese Hörer im innersten Kerne voll Empfindung sind, denn sie geben sich nur der Leistung hin und werden vom berühmten Künstler nicht fortgerissen, wenn er seine Sache schlecht macht.

Nun ist es aber ein Irrtum anzunehmen, das ganze Kronstädter Publikum sei dieser Art. Es gebärdet sich bloß so, weil einige, niemals klar zu bezeichnende Wortführer, die mehr als der Durchschnitt verstehen oder reden, es beeinflussen. In der Masse ist es ebenso naiv und empfangsfreudig wie andernorts. Man beobachte bloß die Hingabe der Stehplätze, die Begeisterung des Parketts und den gleichsam regulierenden Applaus der teureren Plätze. Da aber diese Kunstverständigeren den bleibenden Eindruck einer Veranstaltung bestimmen, ist es seltsam genug, daß sie die Gründe, die sie so leicht zu Fehlurteilen hinreißen und die in den Sälen liegen, nicht beseitigen. Gerade sie müßten einsehen, daß in guten Sälen ihr Kunstverständnis eine Stütze und ihr Genuß eine Steigerung fände. Und sie sehen es wohl ein und bleiben, bestimmt durch den bei Kronstädtern auffälligen Mangel an sozialem Gefühl, jeder für sich ein einsamer Heilswisser, der die Schäden kennt und sie zu beheben in der Lage wäre, aber es der Mühe nicht wert findet, den neben ihm sitzenden Eremiten zu einer Arbeitsgemeinschaft aufzufordern. Es geht ihnen zu gut. Die Stadt leidet seit langem darunter; ihr fehlen viele gemeinnützige Einrichtungen, die rundum sogar schon die Dörfer haben, und bietet doch wie keine andere ihren Bürgern Gelegenheit reich zu werden. Diese Gelegenheit zog die früheren Herren der Stadt von der gemeinschaftlichen Arbeit ab. Was verschlug, wenn die Stadt ohne Licht war, ohne Bad, ohne Straßenbahn, ohne Theaterbau - zuhause hatte man Bequemlichkeit und im eigenen Handel lockte eine nutzenbringendere Aufgabe.

Erst heute nach dem Umsturz, wo die Reichen nicht mehr Führer sind, wäre der Weg frei, denen die Leitung zu geben, die von den Mängeln des Gemeinschaftslebens nicht so unabhängig sind. Aber nun ist die Politik Herrin geworden und auf tausend Wörtern wird nicht ein Ziegelstein an den Mörtel kommen.

Welche Säle haben wir hier? Drei und noch einige nebensächliche. Keiner entspricht allen Anforderungen, denen er genügen muß. Die Aula des Konterusgymnasiums ist ein Festsaal nach Anlage und Größe. Manche Konzerte sind diesem Rahmen nicht zuwider, obgleich die Orgelpfeifen rechts und links vom Podium einem Niederabend kaum die besten Kulissen stellen. Unmöglich ist der Saal als Vortragsraum für Dichtungen. Er ist zu groß und hoch. Es fehlt ihm die Intimität, die stille Feierlichkeit. Der Konzerthausaal, ein Stall für Bälle, darin nicht nur Theater gespielt werden muß, sondern auch große Konzerte und Versammlungen Platz finden, hat eine schlechte Akustik, ist kalt und stimmunglos. Und vollends der Apollonsaal, dieser ungeheure Raum für Kino, Politik und Kunst, ist mit seinen billigen Stühlen und den Reklamebildern so recht der Zirkus der Stadt. Die noch manchmal benützten anderen Räume sind Nothelfer noch üblerer Art. Kein Saal hat eine ordentliche Garderobe, keiner Wandelgänge, keiner einen Buffetraum. Bei allen sind die Gänge vor den Türen kalt und eng. Darin staut sich in den Pausen Brust an Brust die Menge.

Hier ist kein Saal geweiht. Hier fühlt niemand dankbar, daß er Großes und Schönes an diesem Ort erleben durfte. Er weiß nur, daß es sich ihm trotz des Raumes aufgedrängt hat. Ein Raum, der vielen Zwecken und doch keinem wirklich dient, ist voll der Reste aller. Voll Lärm, voll Tanzschweiß, voll Pöbelgeruch.

Und wenn nun noch im besonderen darüber zu sprechen wäre, mit welchen primitiven Mitteln sich eine Theatertruppe hier behelfen muß, wie die Kulissen treue Begleiter jeder Generation bleiben durch Jahrzehnte, die Bühnenlampen ungenügend sind, die Bühne zu klein, das Orchester zu hoch gelegen und so weiter, lasse ich es lieber, denn hier gibt es kaum etwas zu verbessern. Wir müssen nicht einsehen, daß wir einen Theaterbau brauchen mit großer Bühne, mehreren Sälen, größerem und kleinerem Konzertsaal, Vortragsaal und Nebenräumen, eingesehen hat dies ohnehin schon jeder; aber wir müssen endlich erkennen, daß wir ihn nur selbst bauen können. Vom Monde fällt er uns nicht herunter. *Ref. 1/1922, Seite 34*

Zur Tagesblattfrage. Das Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt gibt als Filialzeitung ein Bukarester Deutsches Tageblatt heraus, wofür die ersten Seiten in Hermannstadt mit dem für das Hauptblatt verwendeten Satz bedruckt werden und nur eine einzige Seite in Bukarest mit Lokalnachrichten und Inseraten ausgefüllt wird. Dadurch erscheinen darin die örtlichen Mitteilungen aus Schäßburg und Mediasch, kaum aber die Berichte aus Hermannstadt, die im Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt meist auf die für Bukarest freigehaltene Seite fallen. Die Ereignisse in Mediasch und Hermannstadt sind dem hauptstädtischen Leser gleich unwichtig und doch werden Schäßburg und Mediasch, zweifellos bedeutungslosere Orte als Hermannstadt, dieser Stadt vorgezogen. Sind geheime politische Gründe dafür bestimmend, die der Außenstehende nicht erfährt? Nur dies oder ähnliches kann es sein, denn die Umstellung des Textes für die Interessen Bukarests erfordert höchstens eine kurze Überlegung und eine halbe Stunde Arbeit. Auch wird es nicht schwer sein, das Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt so anzuordnen, daß die ersten auch für

Bukarest bestimmten Seiten ohne Umstellung abgezogen werden können und ohne die siebenbürgischen Lokalnachrichten, die den nichtsiebenbürgischen Leser nur langweiligen und über die Gattertgrenzen am besten nicht hinausgetragen werden, vor allem nicht nach Bukarest, wo man nach einer großzügigen deutschen Zeitung förmlich schreit.

Hans Elges, der in siebenbürgischen Zeitungen, Skizzen und Übersetzungen veröffentlicht, am „Älingsor“ mit Übertragungen aus dem Rumänischen mitgearbeitet hat, starb an den Folgen seiner Kriegsverletzungen 27-jährig in Hermannstadt. Sein weitfassendes Talent ist damit erloschen, aber eine sich Ereignissen und Zuständen liebevoll anfühlende Begabung mit Phantasie und innerer Feinheit.

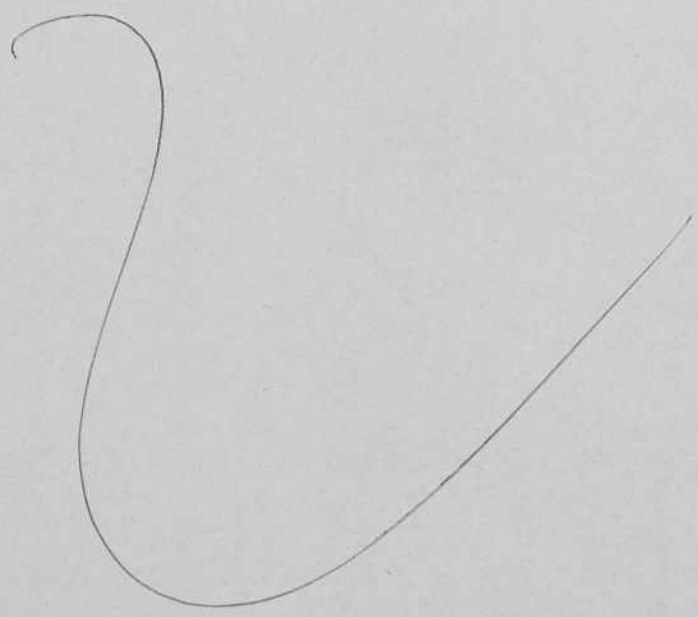
Adolf Meschendorfers „Michael Weiz“ wurde von Konterusgymnasten im Dezember fünfmal vor ausverkauftem Hause aufgeführt. Dieses Ereignis wuchs über Kronstadt hinaus zu einem Fest des Burzenlandes an und bewies schlagender als die Uraufführung vor Jahren in Hermannstadt, daß das Stück ein Spiel von jener Gültigkeit ist, die das Volk als einfachen Ausdruck seines Wesens begeistert empfindet. Dramatische Wertung ist hier nicht am Platze. Die Einschätzung muß von einem anderen Ausgangspunkt her erfolgen, von den Hörern aus. Durch diese empfängt das Stück seine Schwere. An ihnen beweist sich sein Wert. Damit tritt allerdings die künstlerische Wertung in die zweite Linie für Stück und Aufführung. Hat man aber das Recht, angesichts einer begeisterten Menge nach schauspielerischer Leistung oder nach den tragischen Konflikten zu fragen, so doch nicht vor den hingerissenen jungen Darstellern. Die Spieler konnten nicht viel und die tragischen Probleme fehlen. Darauf kommt es hier nicht an. Daß aber ein Spiel laut wurde in dem Sinne, wie heute allenthalben in Deutschland einfache Begebenheiten szenisch dargestellt werden von jungen Wanderspielern, schenkte dem Ereignis erzieherische und erhebende Bedeutung, gab der Aufführung Schwung, denn in ihr schlugen die Herzen unmittelbarer als bei Schauspielern, wenn auch nicht genialer und erschütternder. Und daß es um dieses Stückes willen geschehen konnte, danken wir dem Besten, was Meschendorfer zu geben hat, der Naivität dieser fünf Aufzüge, die, trotz aller Bewußtheit ihres Verfassers und ihm wohl am wenigsten glaubhaft, die Dichtung erfüllt. In diesem Rahmen, getragen von der Freude naiver Spieler und einer sich selbst dargestellt fühlenden Zuhörerschaft ist es das vollendete siebenbürgisch-sächsische Festspiel.

Heft 1/1922, Seite 35

Heinrich Stittgen

Recht

Ein offener Brief und seine Geschichte. Im Dezemberheft dieser Zeitschrift habe ich den Aufsatz von Hermann Plattner "Eine letzte Erwiderung an Klingsor" (Sieb.-D. Tageblatt) besprochen und darin auch vier unrichtige Auslegungen zurückgewiesen, die Plattner meiner Kritik am Tageblatt zuteil werden ließ. Es erschien mir notwendig, überdies seinen Lesern meine wahren Ziele durch eine Richtigstellung bekanntzugeben zumachen. Sie bezog sich auf die vier Äußerungen Plattners, deren erste mir unterstellte, ich hätte das Tageblatt zur öffentlichen Rechenschaftslegung aufgefordert, während die anderen mir vorwarfen, ich wolle Plattner "als Person



beseitigen" und die Ältere Generation ebenfalls, und endlich: ich hätte eine Volksmenge, die mich unterstütze, „vorgekauft“.

Die Geschichte der Nichtigstellung und deren Folgen erzählt der nachgefolgte Offene Brief, den ich schließlich am 28. Dezember an Hermann Plattner richtete:

Geehrter Herr Direktor!

Sie haben in Ihrem Aufsatz „Eine letzte Erwiderung an Klingor“ (Tageblatt 21. Nov.) der Kritik, die ich und meine Zeitschrift in verschiedenen Aufsätzen am Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt geübt haben, mehrere unrichtige Auslegungen gegeben. Ich ließ Ihnen darauf durch meinen Rechtsanwalt eine Nichtigstellung zugehen und Sie mit Rücksicht auf das Pressegesetz um deren Abdruck ersuchen, wobei Ihnen auch mitgeteilt wurde, daß ich Sie bei Ablehnung dieser Forderung auf Veröffentlichung klagen werde. Als Sie nun tatsächlich die Veröffentlichung verweigerten, reichte ich unter Zahl P 16288 vom 9. Dezember 1926 die Klage auf Abdruck meiner Nichtigstellung beim Hermannstädter Bezirksgericht gegen das Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt ein.

Nun bin ich aber durch den Presseprozeß, den vor wenigen Tagen die Unzufriedenen gegen Sie geführt haben, zur Ansicht gelangt, daß selbst unpolitische sächsische Angelegenheiten nicht vor ein Gericht gebracht werden sollen, wenn die Gefahr politischer Auswertung durch die Öffentlichkeit nahe liegt. In der Atmosphäre nach jenem Prozeß ist diese Gefahr auch für mich persönlich vorhanden, da die größere sächsische Öffentlichkeit, die unseren Streit nicht genau kennt, mich in eine Linie mit Ihren Prozeßgegnern zu stellen versuchen würde, bloß weil ich auch eine Klage gegen unser offizielles Blatt eingebracht habe. Dies wäre für mich unerträglich.

Deshalb habe ich meine Klage zurückgezogen und ersuche Sie, da mir eine andere Möglichkeit, mich vor Ihren Lesern zu äußern verschlossen ist, diesen Brief aus Gründen der Billigkeit zu veröffentlichen.

Dr. Heinrich Zillisch

Die Veröffentlichung dieses Schreibens lehnte Plattner mit der Begründung ab, der Brief sei geeignet den Eindruck hervorzurufen: daß Plattner mir die Möglichkeit zur Verteidigung willkürlich verschlossen habe und meine gerichtliche Klage unbedingt habe siegen müssen. Auch könne durch den Brief die Meinung erweckt werden, das Tageblatt als Volksorgan sei durch den Prozeß der Unzufriedenen so sehr geschwächt worden, daß ein gutgesinnter Volksgenosse es durch eine neue Klage nicht weiter schädigen dürfe. Er allerdings halte eine solche Auslegung für wenig gefährlich, denn das Urteil der Öffentlichkeit über den Prozeß sei klar; er wolle aber zu Mißdeutungen keinen Anlaß geben und auch deshalb den Brief nicht veröffentlichen. Im übrigen sehe er keinen Zusammenhang zwischen meiner Klage und dem Prozeß der Unzufriedenen. — Ich wohl auch nicht, aber eine Öffentlichkeit, die auf solchen Unsinn gebracht wird, tut es, denn sie denkt wie gedruckt. Versicherte mich das Tageblatt, nicht mehr als die Tatsache bekanntzumachen, daß ich auf Abdruck einer Berichtigung geklagt, gewonnen oder verloren habe, ließe ich den Prozeß wieder anlaufen, wenn inzwischen durch die sichere Erwartung, daß mein Offener Brief von Plattner veröffentlicht werde, die Klagefrist nicht verstrichen wäre.

Um mir entgegenzukommen, schlägt mir Plattner ein juristisches Schiedsgericht

vor, das darüber entscheiden soll, ob ich die Richtigstellung seiner Auslegung mit Recht verlangt habe. Werde mir dies Recht zugesprochen, verpflichte er sich die Berichtigung dazu veröffentlichen, doch ohne den Hinweis auf das Pressegesetz und nicht ohne in derselben Nummer dazu seinerseits Stellung zu nehmen.

Dies ist für mich unannehmbar, weil der Spruch des Schiedsgerichts dadurch, daß sich schon bei dessen Veröffentlichung Plattner dazu äußern darf, völlig unwirksam wäre, fiel er für mich aus. Meine Absicht, zu der Leserschaft, der Plattner über mich berichtet hat, selbst zu sprechen, wird durch diese Bedingung in jedem Fall zu meinen Ungunsten ausfallen. So bleibt mir nur noch übrig, meine Bemühungen, selbst gehört zu werden, als erfolglos zu betrachten und einzustellen.

Heinrich Zillich

Kep 2/1927, Seite 73-75

Actif

Schäßburger Kunstflausen. Da hat das Sieb.D.Tageblatt einen Vertreter in Schäßburg, der über die künstlerischen Ereignisse der Stadt berichtet, einen Kenner der Künste. Daß er auch Gespensterseher ist, wußte man bisher nicht. Für den 12. Januar war ein Konzert Prosteanus in Schäßburg angekündigt. Der Künstler betrat den sehr schwach besuchten Raum, sah sich um, schüttelte seine Mähne und schritt wieder hinaus. Die wenigen Kunstfreunde verkauften ihre Eintrittskarten der Kasse. Zwei Tage später schon bringt das Tageblatt (Nr. 16065) folgendes: "Paganini-Abend des Geigenkönigs Prosteanu bot den Besuchern dieses Konzerts am Mittwoch den 12. Januar Gelegenheit, die fabelhafte Technik dieses siebenbürgischen Künstlers zu bewundern."

Das kritische Gewissen des Berichterstatters ist zu loben, mehr noch die Fixigkeit im Zeitungsdienst. Es mag schon ein Wunder an Schnelligkeit sein, ein Ereignis zu beschreiben, ehe es eingetreten ist. Aber das ist nichts gegen die Fähigkeit, ein Ereignis zu beschreiben, das überhaupt nicht eingetreten ist. Und am allergrößten ist das Kunststück, ein Ereignis früher zu beschreiben, als es nicht eingetreten ist.

Kap 2/1927, Seite 77
Heinrich Zillich

Jugend vor dem Spiegel. Der unmittelbare Anlaß zu den folgenden Zeilen ergab sich aus einer Durchsicht der Hermannstädter Zeitschrift „Der Weg“, deren erster Jahrgang im Dezember 1926 abgeschlossen wurde. Nicht alle Hefte der Zeitschrift und nur etwa die Hälfte der dort veröffentlichten Beiträge weisen auf jene Jugend hin, deren Bild ich zeichnen will. Ältere Mitarbeiter (auch ich bin mitschuldig) nahmen bald Einfluß auf den Inhalt, erreichten damit eine gewisse Güte einzelner Nummern, beeinflussten aber die Jugendspielart kaum, die den „Weg“ gegründet hat. Das zufällige Erscheinen guter Beiträge verringerte in nichts die allgemeine Weglosigkeit.

Stünde also die Zeitschrift selbst zur Frage, wäre die Antwort leicht: man hätte nur festzustellen, daß sich im „Weg“ nichts Neues äußert, was von Bedeutung wäre oder sich andernorts nicht fände.

Aber die Tatsache, daß sich zur Äußerung eine ganz bestimmte Jugend vordrängt, ist nicht nach den schwachen Leistungen allein einzuschätzen. Wir fragen vielmehr darnach, was gibt diese Jugend?

Jede Jugend empfindet bei ihrem Bewußtwerden zwischen dem sechzehnten und zweiundzwanzigsten Lebensjahre ihr Anderssein in der Auseinandersetzung mit den Daseinsformen, denen sie sich einzugliedern beginnt. Während sie auf tausend Einflüsse innerlich und negativ antwortet, vollzieht sich geheimnisvoll ihre Beauftragung, sie empfängt — wie ich es einmal ausdrückte — die Programmpunkte fürs Leben. Die späteren Taten, Gedanken und Zielsetzungen geben sich ihr hier schon in unglaublicher Dichtigkeit als Keime. Dies ist großartig und bedeutsam. Ganz nebensächlich aber ist, wie sie sich dabei gebärdet. Die Äußerung ihres Andersseins ist noch nichts, der Lärm vor den Toren. Wesentlich ist nur, was im Einzelnen durch besondere Schicksalung oder in einer besonderen durch Erlebnisse aufgerüttelten Generation schon so früh Erkenntnis wird, während die Masse der Jugend erst zu einer viel späteren Zeit ihr Anderssein auswirkt, wenn sie sich dessen kaum mehr bewußt ist. Der Ausdruck des Neuen das jede Jugend mit sich bringt, kann bloß in Tat und Klarheit lebensgestaltend werden, also erst, wenn die Jugend über sich hinaus zur Männlichkeit findet. Das hindert aber nicht, daß sich jede lebendige Jugend schon früher bekennt. Sie ruft, sie rührt auf, ist mit einem Wort das laute ungeflüme Echo einer Tat, die sie dereinst zu tun gedenkt.

Diese Sturmzeit macht jeder mit, der Blut in den Adern hat. Je mehr er berufen ist, umso überzeugender wird der Ton und die Melodie seiner Äußerung die Kraft des Neuen ankündigen.

Betrachten wir die Jugendgruppe des „Wegs“ an diesen Tatsachen, so fällt als erstes auf, daß auch sie wie alle, die in solcher Öffentlichkeit sprechen, nicht ohne

weiteres als Vertreterin ihrer eigenen Generation erscheint. Das ist verständlich. Die Wortführer sind nicht im Alltagskleid Sedermanns. Zu fragen ist bloß, ob sie etwas Wesentliches der Nachkriegszeit ausdrücken.

Und dies eben ist hier zu verneinen. Das wesenhafte Junge, der Ansturm, die in Worten und Wendungen, Ansichten und Gedanken hinsüßmende Lebenskraft, die auf sich selbst vertraut als auf das später schon Zielsehende, das schlechthin Schiller'sche jeder Jugend fehlt völlig. Aber noch mehr! Es fehlt das Selbstbewußtsein, die Überzeugung, daß man wirklich etwas Neues ist. Man ruft zwar danach, aber wie hilflos! Diese Jünglinge sind Knaben, die sich an eine Führerhand klammern wollen. Solches Streben ist als Erscheinung im Jungsein verständlich, aber es mißt sich hier mit einer peinlichen Zurfschaustellung, wodurch Hilfslosigkeit als schonungsbedürftiger Dauerzustand zum Wert gemacht wird.

Sonst ruft der von seiner Berufung erfüllte und Neues wirklich ahnende Jüngling nach dem Führer als nach einem ihm Gleichwertigen, bloß vorläufig an Klarheit Überlegenem. Ist er aber ein hilfloses gekehrtes Kind, das nicht Neues bringen kann, dann schämt er sich, öffentlich laut zu werden.

Doch die Wegjungen treten auf mit dem Anspruch, einen Weg zum Inneren finden zu wollen, weil sie „inneres Gold achten und lieben“ gelernt haben. Nie ist Innerlichkeit so selbsttröstend mit eigenen Schwächeanfällen gleichgesetzt worden! Nicht der nebelhafte Ausdruck „Gold“, der später von dem „Trieb nach Sonne“ abgelöst wird, noch die unzähligen übrigen Plathetten sind wichtig, sondern, daß einige Jünglinge, die nur hilflos sind, — ihre Generation ist es gar nicht! — notwendig geschmacklos werden müssen, wenn sie, die nichts zu sagen haben, unbedingt reden wollen.

Sie sind nicht Vertreter ihrer Generation weder nach Geist noch Eignung — da steckt ihr Abel. An ihnen ist kein Hauch von den Problemen der heutigen Jugend zu spüren, nichts in ihrem Wesen beweist, daß hinter ihnen wirklich „die Balken eines Kulturgebäudes elend in sich zusammengekracht“ sind, wie sie vorgeben es erlebt zu haben. Sie fühlen sich allerdings unglücklich, wünschen es nicht mehr zu sein und wollen deshalb den Nebenmenschen verstehen. Dieser seelischen Notdurst wegen kann man ihnen sein Mitempfinden nicht versagen. Doch man fragt sich, ob solche Selbstnötigung zum allgemeinen Verstehen, das niemals das kernhafte Gefühl einer Generation ist, ein Recht hat, sich im Spiegel zu besehen und sich gleichzeitig als menschwerdende Jugend hinzustellen. Sollen bei uns die Schwachen das Wort haben!

Wahre geistige Not ruft nicht in so allgemeinen Programmen und zahmsten Gongschallengebüden. Sie faßt das Konkrete, die Tatsache, den Einzelfall. Sie treibt in ihrem Handeln, aber unbedingt in ihrem Wollen zum Großen. Sie sieht vor allem. Die Wegleute sind in sich bezogen zu unklarem Blicks, um zu wissen, was wird. Nicht bloß das werdende ahnen sie nicht, sondern auch das Vorhandene. Die in ihrer Nähe erörterten Probleme mißverstehen sie, übersehen sie denkunlustig oder machen sie zu einem neuen Programmpunkt. Ein zu einfaches Verfahren für das Leben.

Ich bin überzeugt, daß sie ihre Not empfinden, aber nicht ins Letzte, denn sonst wären ihre Folgerungen nicht so leicht. Ihre Not ist eben keine geistige Not, sondern nur Hilfslosigkeit. So fehlen wesentliche Inhalte ihren Worten. Versuchte man diese zu Ende zu denken, käme man zu einer Art Demokratie des gegenseitigen

Verstehens, die sie fordern, also zum Gegenstand, was ihrer Generation als Lebensform vorschwebt. Aber sie denken nicht so weit, sie schweifen, ängstlich bestrebt nichts Tatsächliches auszusagen oder sich an diesem zu beweisen, in ihren Äußerungen ins Allgemeine, Lyrische. Ihre Gedichte sind schwach und von vorgefärbt, das ist gleichgültig! Doch wer mit zwanzig Jahren, dem der Pegasus vor der Nase hoch, begnügt sich damit, ihn bloß im Schritt zu reiten! Trauerspiele mit fünf Akten, phantastische Realistik in Riesenromanen, große Menschheitsfragen und dies alles ungebrucht, das ist der Arbeitsanfang einer Begabung. Was fehlt mir an dieser Jugend? Das große Wollen, das sie an sich selbst anlegen müßte, das große erlebte Pathos, die Kraft, die Begabung. Von den Beteuerungen bester Absichten lasse ich mir nicht imponieren.

Diese Jungen sind die letzten provinziellen Nachzügler der Weimarerzeit ohne deren formerfahrene Intelligenz. Es sind wenige, nicht alle jüngsten Mitarbeiter des „Wegs“, nicht die dahin verirrt Bauernburschen. Ihre unberufene auf der Oberfläche der Öffentlichkeit in Gefühlsverdünnungen versiehende Wortseligkeit, der vielleicht einmal ein Vers gelingen mag, nie ein Wort an dem ein Ganzes zu fassen ist, mußte aufgezeigt werden. Nicht des „Wegs“ wegen, der ruhig weiter ein Nachkömmling fremder guter Gedanken bleiben kann wie in den letzten Heften, sondern weil bisher niemand öffentlich klargelegt hat, daß man von unserer Jugend Größeres verlangen muß.

Stil ist Ausdrucksform des Inhalts. Hier deutet die literarische Stilllosigkeit nicht bloß auf geistige und intellektuelle Unzulänglichkeit und auf Gefühlslosigkeit, sondern auf eine Menschenart, die sich durch den „Weg“ über die Forderungen des Tags hinwegzusetzen versucht. Der „Weg“ ist ihnen, nicht allen, Arbeitserfab. Dadurch dieser krankhafte prophetische Unsinn in phrasenhaften Aufsätzen! Man fühlt, da will sich die Lebensschau ihr Recht zur Lebensschau beweisen. Da wird geglaubt, es bedürfe geringeren Inhalts, um Ordner, Führer, Deuter und Dichter zu sein als irgendwo im Leben tätig zu stehen. Dieses tut man nicht, jenes kann man gerade deshalb nicht. Und so entsteht anstelle einer Zeitschrift, die Erlebnisse junger Leute mit oder ohne literarische Begabung wiedergeben könnte, ein Blatt mit dem nicht gerechtfertigten Anspruch auf neue Wege, Sonne und dergleichen unerlebte Zielsetzungen des schlechten Bewusstseins. Der Spieghälter, an dem diese Jugend leidet, hat recht vor ihr.

Es ist ein böses Zeichen, daß von Mitgefühl verführt niemand diese Jugendgruppe unter die Lupe genommen hat. Ihre guten Absichten haben sogar manchen und mir nahe Stehenden verleitet, sie zu loben. Verlieren wir durch unsere Teilnahme nicht das Maß, für das in diesem Fall leider keiner der Alten, die Hüter des Bleibenden sein sollen, eintrat, indem er rücksichtslos aussprach, daß aus Männern selbst beim besten Willen keine Tugend zu machen ist.

Heinrich Zille

Heft 3/1927, Seite 113-115
Pcho

Die „Sachsenbündler“. Diesen Namen, der eine so angenehme Ähnlichkeit mit den rheinischen Sonderbündlern hat, werden wir von nun an den „Unzufriedenen“ zubilligen müssen, obgleich sich mancher zu ihnen zählen könnte, wenn es ihrer Leitung wirklich um die Abstellung der Schäden in unserer Volksgemeinschaft zu tun wäre. Der Name mag aber in seiner separatistischen Bedeutung bleiben, denn seine Träger haben sich selbst schon einmal durch eine Eingabe an das Parlament ihre Besonderheit zuerkannt, als sie die Minderung unserer kirchlichen Steuerhoheit verlangten, die Steuerhoheit der orthodoxen Kirche aber bewahrt sehen wollten. (Klingsor, Seite 78 im Jahrg. 1926.) Aus der Steuerhoheit saugen wir die äußeren Mittel zur Behauptung der Stellung, die wir im Lande kulturell einnehmen. Versiegt die Geldquelle, so wäre unsere Entnationalisierung noch lange nicht angebahnt. Der Sinn unseres Daseins aber ergibt sich aus unserer Kultur wie früher schon immer: europäisch-geistiger Sauerteig zu sein für dieses, durch den Geist, den wir vertreten, geschaffene Stück Land. Solchem Sinn, solcher höheren Berechtigung unseres Lebens zu dienen, wäre mit der Zerstörung der Steuerhoheit ein schier allmächtiges Hindernis ausgerichtet.

Als die Hermannstädter 16 durch die allgemeine Empörung des Volkes scheinbar zu schweigen begannen, setzte ihre Arbeit auf dem Lande ein. Der Erfolg zeigte sich am 14. April in der gründenden Versammlung des „Sachsenbundes“ in Hermannstadt, die vorwiegend von Bauern besetzt war und einen gefährlich großen Bevölkerungsanteil vertrat. Die Beschlüsse der Versammlung, sich als politische Partei zu konstituieren und dies der Staatsregierung anzuzeigen, weiter eine Beschwerde-schrift an die Regierung und eine Klage an das Gericht zu richten, damit die Ein-

hebung der Kirchentagen verhindert werde und schließlich die Drohung, aus der Kirche, dieser bei uns vollsvertretenden Organisation, auszutreten, sind ein Verrat so widerlichen Ausmaßes, daß nur die Freigebigkeit, mit der solches geschah, die Heimlichkeit des schlechten Gewissens, das keinen Gegenredner zu Worte ließ und sogar die Polizei bemühte, um Gesinnungsfeinde mundtot zu machen (siehe „Siebenb.-Deutsches Tageblatt“ vom 16. April), den Ekel vor den Tatsachen durch den Ekel vor den Charakteren überbietet.

Die Reden auf der Versammlung gehören zwei verschiedenen moralischen Kategorien an. Die Bauern sprachen aus und zu der Sache. Sie enthüllten den für sie maßgebenden Anlaß der Bewegung. Die Ursachen liegen ebenso in den Verhältnissen, für die der Staat verantwortlich ist, wie in unserer kirchlichen Führerschaft. Die andern Redner, vor allem dieser Dörr und Schuster, stehen auf einer durch reale Not nicht bedingten Ebene. Sie sind ein Fall, der innerhalb einer Volksgemeinschaft keinen Platz mehr haben darf. Nicht ihr Programm, das scheinbar eine Herabsetzung der Kirchensteuer verfolgt, ist ihnen das Wesentliche. Zur Selbstentschuldigung mögen sie sich die edelsten nationalen Motive zuschreiben. Die einfache Tatsache aber, daß sie Mittel zur Wirkung außerhalb des Volkes suchen und daß sie eine Diskussion über ihre Ziele vor ihren Anhängern vermeiden, nimmt ihnen die moralische Berechtigung, sich unserm Volk noch zuzuzählen. Und dieses Volk hat wieder das Recht, sie als Abtrünnige festzulegen und zu behandeln. Ihre Handlungsweise läßt sich ohne weiteres ethisch beurteilen, wenn wir uns klar machen, was sie im Rahmen einer staatlichen Volksorganisation bewirken würde. Hätten wir Sachsen einen eigenen Staat, so entspräche sie dem Politiker, der sich ans Ausland wendet und von dort Hilfe gegen sein Land fordert. Der Staat wird ihn als Hochverräter unschädlich machen. Den eigenen Staat haben wir nicht, aber die nationale Bindung ist da, die viel tiefer ist als die rechtliche des Staates und diesen überhaupt erst unter bestimmten Gegebenheiten ermöglicht. Wir haben vor jedem Forum, selbst im Gegensatz zum Staate, das unangreifbare Recht, diese Leute unschädlich zu machen. Hier gibt es nichts zu vertuschen. Mag ihr Programm noch so richtig sein, das Mittel, das sie verwenden, verurteilt sie endgültig. Es ist uns versagt, das Urteil so auszuführen, wie es ein Staat tut doch wir können es vollstrecken, indem wir von dem Aussatz wegtreten, ihn ächten und verachten, keine Semmel, kein Essen, keine Schuhe und Kleider an diese zwei Leute verkaufen, sie als tot ansehen.

Gleichgültig ist, ob es menschliche Erklärungen für ihre Handlungsweise gibt, ob also Schuster als früherer Irrenhändler zurechnungsfähig und Dörr, etwa geistig minderwertig ist. Nicht aber gleichgültig: daß sie nicht mehr zu uns gehören! Kein Fingerheben und Kopfschütteln mehr, das bisher der offizielle Abwehrkampf gegen sie war! Solche Figuren sind gnadenlos auszustoßen, sonst stellen wir uns an ihre Seite. Wenn jemals ein Sohn nicht groß genug war, einen verbrecherischen Vater der Polizei auszuliefern, so ist er gerechtfertigt — hier aber nicht! Hier reißt jedes Band.

Dies muß ausgesprochen werden, jedem ins Gesicht!

* * *

Die endgültige Ausstoßung dieser zwei Menschen aus unserem Volk verpflichtet uns zur Besinnung auf die Forderung der Bauern und auf die Art unserer kirchlichen Führerschaft.

Auch hier darf nichts mehr vertuscht werden und es ist gleich festzustellen, daß eine Vertuschung in der Presse und durch die Kirchenleitung, die geeignet wäre, die Ursachen der Bewegung noch heute nicht klarzustellen, einen großen Teil der sächsischen Jugend aufrufen wird.

Diese Bauern — man lese ihre Reden nach — sind von den besten Gefühlen beseelt, selbst der niederträchtigsten Entschliebung in der sächsischen Geschichte haben sie zugestimmt mit einem ehrlichen Bekenntnis zum Volk. Allerdings mag es ihnen kaum bewußt geworden sein, in welchem Schachspiel sie die Bauern abgeben. Die Eingefangenen wiederholten zweierlei, daß die Pfarrer nichts taugen und daß die Steuern zu hoch sind. — Man schwäche nicht zu viel über die Habsucht des Bauers. Er rückt mit dem Gelde schwer heraus, das stimmt, aber was soll er anders tun, da er nicht mehr recht weiß, wofür er gibt? So groß ist die Not nur in wenigen Fällen, daß die Kirchensteuer der einzige Anlaß zur Empörung sein könnte. Der Bauer fühlt sich verlassen und aufgegeben, deshalb ist er unzufrieden. Die Schuld findet er bei der Kirche. Und mag die Schuld auch nicht so groß sein, wie es ihn dünkt, so wird sie niemand leugnen, der die religiöse Unzulänglichkeit der Kirche selbst empfunden hat. Darüber hinaus wird er fragen, welche sinnvollen Maßregeln ergriffen worden sind, um den Bauern die Augen für unsere Gesamtlage und gegen die Dörre und Schusters zu öffnen.

Die Unzufriedenen sind eine Mitschuld der Geistlichen. Diese Tatsache steht fest!

* * *

Ich bilde mir nicht ein, von meinem Plage aus, ein Heilmittel verabreichen zu können. Ich weiß aber, daß die Herstellung der Autorität der Kirche auf dem Bande die dringendste Not ist, doch niemals geschehen kann ohne Besserung der Leitung.

Wir Jüngeren in diesem Volke empfinden es als eigene Schuld, daß uns die Leitung nicht das geringste Interesse für sich einzulimpfen vermochte. So stehen wir da und können, weil uns das Wissen um die Einzelheiten mangelt, nichts als unser Mißtrauen ausdrücken. Nirgends — nirgends fühlen wir die Leitung, kein großer Gedanke, kein Auf- und Ab — wirklich! unser Urteil, noch ehe wir es im kleinen belegen können, ist von dem des Bauers nicht verschieden. Die „guten Absichten“ schenken wir der Kirche, aber sie möge sich nicht wundern, wenn wir in Zukunft näher an ihre Arbeit herantreten werden. Sie hat uns nie gerufen, aber dieser Dörr zeigt uns die Lücke. Und so hat der Mohr seine Schuldigkeit getan. Keinen Blick mehr nach ihm, denn der Anschlag ging auf uns. Aber unseren Blick werden andere nicht mehr loswerden!

Heinrich Bülich

Hep 4.5/1027, Seite 185-187 L. Och

Siebenbürgische Volkskunstausstellung in Berlin. Im März und April fand diese Ausstellung statt, die als deutlicher Ausdruck einer der drei Völker Siebenbürgens durchdringenden Gemeinsamkeit nicht bloß im Zweck der Veranstaltung fühlbar war. Diese Gemeinsamkeit geschichtlicher Vergangenheit spiegelte sich in den ausgehängten Schöpfungen rumänischer, ungarischer und sächsischer Volkskunst wieder, allerdings kaum als erster Kunsttrieb und nicht etwa so, als sei der siebenbürgische Heimatboden das vorerst Bedingende dieser Kunstwerke. In die nationale Form der Einzelvölker bringt in erkennbaren Beeinflussungen das Gestaltungsgefühl der Mitlandsleute ein. Und nur in diesen Grenzüffnungen ist auch etwas wesentlich Siebenbürgisches fahbar; sonst herrscht nationale Verschiedenheit und gibt das bunte Bild unserer Heimat, die in diesem Farbenreichtum wieder ihre Besonderheit enthielt. Die Gemeinsamkeiten sowohl im Einheitslichen wie im friedlichen Nebeneinander sind siebenbürgisch, sind ein Faktum starker Abgrenzung gegen den Osten (denn Siebenbürgen ist mitteleuropäisches-deutscheistiges Kulturland). Daß die Ausstellung zum erstenmal in großem Rahmen dies verdeutlichte, machte sie wertvoll. Sie unterstrich das Land Siebenbürgen als eigenartiges Gebiet. Eine Ausstellung großrumänischer Volkskunst hätte niemals diesen überzeugenden Beweis kultureller Zusammengehörigkeit geliefert; sie wäre, sofern Kunst Ausdruck der geistigen Inhalte ist, zerfallen in zwei Außerungswelten, in die des Volkes, und in die des westeuropäischen (durchaus auch östlich mitbeeindruckten) Menschen, des siebenbürgischen, der wesentlich nach dem Deutscheistigen hinstrebt und aus ihm die maßgebendsten Einflüsse in den letzten 600-700 Jahren sog.

Ausgestellt wurden Stickereien, darunter wohl am schönsten die ungarische Auswahl, Hausgeräte, Kleider, Schmuck und Ansichten von Landschaften und Trachten. Auch wurden Bilder und Bücher der bewußten Kunst und gegenwärtiger, meist sächsischer Künstler gezeigt. Die Veranstaltung besorgte das deutsche Kulturamt in Hermannstadt und das preußische Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Die Eröffnung geschah in feierlicher Weise durch deutsche und rumänische Regierungsleute. Vorträge und Einzelveranstaltungen siebenbürgischer Künstler fanden im Anschlusse daran an vielen Tagen statt. Durch den zahlreichen Besuch von Schulen ist dem Zweck der Ausstellung, in weiten Kreisen Interesse für Siebenbürgen zu wecken, gedient worden.

Solche Veranstaltungen spiegeln nach ihrer Anlage hauptsächlich die historischen Begebenheiten, teils in der Wirkung auf die Gegenwart, zum großen Teile aber auch in ihrer nurmehr bewahrten Form wieder. Vieles in ihnen ist schon Museum, so der Schmuck, die Patriziertrachten, die Krüge, — sehr wichtig als Mittel zur Erfassung der Voraussetzungen, die Siebenbürgen bestimmen, aber allein und auch

mit den Außerungen der noch lebenden Volkskunst zusammen kein endgültiges Bild der Gegenwart. Deshalb auch der friedliche Eindruck der Ausstellung. Es ist gewissermaßen das Gerettete, das Ursiebenbürgische, der Kern erfaßt, nicht aber die volle Gewähr gegeben, daß er bewahrt wird auch heute. — Wollte man dies in einer Ausstellung untersuchen, so müßte sie Einblick geben in den Tageskampf des Einzelnen wie der Völker. Ob eine darauf angelegte Veranstaltung, die z. B. die Industrien und Gewerbe in ihrer Ausbreitung und nationalen Bedeutung graphisch nachzeichnet und den ewigen siebenbürgischen Kampf deutlich macht, überhaupt möglich und wünschenswert ist, bleibe dahingestellt, sie gäbe aber ein volles Bild, in dem gerade das in Berlin Gezeigte seinen Erntewert behielte für die Zukunft, wenn sich nicht auch auf den hier nicht veranschaulichten Gebieten noch ganz andere siebenbürgisch-eigenartige Erkenntnisse gewinnen ließen, die geradezu reale Bedeutung hätten.

Doch eine solche Ausstellung müßte sehr groß sein und würde viel Geld kosten. Und so sind auch meine Gedanken darüber nur ein Fingerzeig auf die noch nicht gesichtete Gegenwart.

Das Verdienst für die Berliner Ausstellung und ihren Erfolg hat in erster Linie Dr. Csaki, der Leiter des Kulturamtes.

Seitlich-Gittich

Dep. 4.5/1927, seit 188-189 - 189

Die Mitschuld der Geistlichen. Bischofsvikar D. A. Schullerus hat im „Sieb.-D. Tageblatt“ am 26. Mai unter dem Titel „Die Mitschuld der Geistlichen“ meinen im Doppelheft dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz gegen die Sachsenbündler zum Anlaß genommen, mein Urteil über die Kirchenführung abzulehnen. Seine Ausführungen behandeln nur dieses Urteil, so daß jemand, der meinen Aufsatz nicht kennt, annehmen kann, ich hätte mich nicht gegen die „Unzufriedenen“ gewendet und nur die Schuld an dieser Bewegung den Geistlichen zugeschoben.

Ich hatte geschrieben, daß unsere Kirche religiös unzulänglich sei. Diese Feststellung geht natürlich auf's Ganze und belastet die Kirchenleitung zweimal: sie leugnet ihre Religiosität und sie kritisiert ihre Führerarbeit. Den einzelnen Pfarrer belastet sie nur mittelbar und streitet nicht ab, daß er in seinem Kreise eine wertvolle Tätigkeit entfalten kann. In den Zustimmungen zu meinem Aufsatz, die ich von Pfarrern empfang, welche — wie Schullerus sagt — „der gemeinsamen religiösen Grundkraft durchschlagende Wirkung zu geben verstanden haben“, finde ich mich gerade in diesem Punkt wohl verstanden. Es äußert sich in ihren Stimmen deutlich das Gewissen des verantwortungsbewußten Führers, der eine gegen seinen Stand gerichtete Volksbewegung nicht damit zu entschuldigen weiß, daß er den Aufrührern allein die Schuld zuschiebt und feststellt, die Beurteilung der Leistungen der Kirche müsse der „berufenen Leitung der Kirche überlassen bleiben“. Eine Bewegung, die Tausende unserer Bauern zu ergreifen vermag, beweist ohne Untersuchungen, daß die Führung nicht richtig war.

Dies und nichts anders habe ich ausgesprochen. Ich war auf Angriffe gefaßt, habe mir aber nicht träumen lassen, daß der Stellvertreter des Bischofs mit Worten über die „liebe Jugend“, Fragen nach meinen persönlichen Beobachtungen, witzigen Anspielungen auf meine „Siebenbürgischen Glauben“ und meinen Kirchenbesuch zu beweisen suchen werde, daß ich unorientiert sei. Eine solche Methode führt ihn auch zu Schlüssen: ihm „scheint“ unser Mißtrauen gegen die Kirchenleitung ein Ausfluß der Beschränktheit darüber zu sein, daß uns Jungen nicht sofort die Leitung anvertraut worden ist. An diese Deduktion für's Publikum schließt sich die Widergabe eines Gerüchtes, das über mich in Umlauf gesetzt wurde und behauptet, ich hätte gesagt: „Wer über 50 Jahre alt ist, gehört an die Mauer.“

Mein Journalist — der rangzweite Geistliche der Kirche, ein angesehener Gelehrter hat den Aufsatz geschrieben. Das ist ein Zeichen für den Geist, den wir in der Kirchenleitung ablehnen!

Einen Beitrag zur Sache, soweit sie die Einstellung des Bauers zum Pfarrer betrifft, liefern die folgenden Zeilen von Misch Drend. Heinrich Zillisch

24.6/1927, Seite 233

Sachs, halte Wacht! Feitschopfheimmattener Siebenbürger
und ihre Freunde. Werbeheft 1927. - Lithmeister a. d. Fritz Fabritius
in Kessau als Herausgeber mit A. Georg Künstler als
Schriftleiter schaffen hier ein äußerlich stattliches Heft, geschmückt
mit vielen bekannten Bildern von Kirchbärgen mit Franken
mit einigen schwachen Lithographien. Der Inhalt fordert...
keine endgültige Stellungnahme - denn eine Feitschopfheimmatten
esst im Laufe der Zeit völlig offenbaren - so doch eine
Einsellung

Das ausgesprochene Ziel, die Heimatgefühle unseres Volkes zu stärken und die abgewanderten Sachsen treu zu erhalten, ist gewiß edel. Die Mittel aber, die dazu im Werbeheft angewendet werden, sind wenig wirksam und oberflächlich. Ich habe mich selbst einigemal auf die kulturelle Bedeutung, die uns das Recht zur Wirkung auf dieses Land verleiht, berufen, aber ich vergaß dabei niemals, daß uns eine Anerkennung unserer geschichtlichen Taten noch keinen Anspruch auf die Gegenwart verleiht und daß die Betonung unseres Wertes keinen Wert darstellt. So kann ich bei den vielen volksbegeisterten Aufsätzen dieses Heftes auch bloß die Begeisterung anerkennen, aus denen sie entstanden sind, wobei sich peinlicherweise gerade hier das Gefühl nicht beseitigen läßt, daß Begeisterung oft der ungewollte Deckmantel für etwas Mangelndes ist, das in diesem Fall die Fähigkeit wäre, sich seine Arbeit für das Volk klar vorzustellen, etwas Greifbareres über dessen Not auszusagen als etwa der Beitrag „Aus Siebenbürgens jüngster Vergangenheit“, wo über die Bodenenteignung in Rosenau eine unrichtige und für Reichsdeutsche zurechtgehaltene Erzählung gemacht wurde, aus der jeder Sachse lächelnd feststellen wird, daß die Burzenländer so nicht sind, wie sie da geschildert werden. Sondern besser sind, erdhafter, menschlicher und lebendiger, nicht so eiserne Phrasendrescher, denen man sagen kann, daß Michael Weiß bei Marienburg gesiegt hat „über hoffärtigen Feind“. Nein, sie wissen, daß er geschlagen wurde und höchstens sein Geist zwar nicht gesiegt, aber Kronstadt davor bewahrt hat, sich so schwach auszuliefern, wie es Hermannstadt getan hatte. Licht und Schatten! Wir sind nicht so klein, daß wir uns Erfolge und Größe andichten müssen, um zu bestehen. Auch benehmen sich unsere Bauern bei der Enteignung ihres Grundes nicht so: „Und streng die Rippen geschlossen unter dem dicken Schnauzbart, gehen die wetterharten Männer durch die stattlichen Straßen in ihr stolzes Heim, wohlgefällig blicken sie auf die gefüllten Scheunen und die ausgreifenden Stallungen“. Nein, sie knirschen mit den Zähnen, rennen zum Adokat, schimpfen auf den Pfarrer und bringen ihm nicht gerade in diesem Augenblick ein Geschenk; sie sind mit einem Wort lebendig und deshalb leben wir.

Was sollen uns diese Kinderfibel- und Herzstärkungsbeiträge! Wenn unsere Stärke schon aufgezeigt werden soll, so sage man dies: daß wir leben trotz unserer geistigen und kirchlichen Seichtigkeit, trotz des wirtschaftlichen Eigennutzes, trotz des staatlichen Drucks, trotz unseres Haders. Man zeige aber auch die Gegenkräfte, die wirklichen und nicht bloß die nationalen Brusttrommler. — Was hilft es uns, wenn ein Sanitätsrat die Rassenlehre mit reichlicher Verwendung des Wortes „herrlich“ als letzte Instanz jeder menschlicher Erkenntnis begrüßt und dabei einen Grundriß deutscher Politik für Primaner entwirft. Ich weiß, auch hier ist ein Zipfel Wahrheit, ich weiß, der Parlamentarismus ist eine faule Sache geworden, aber hilft es uns, Glaubensbekenntnisse anzuhören, die die Tagesnot weder wiedergeben noch erfassen! Wie wohlthuend berührt dagegen der Aufsatz von Dr. A. Wolff, der sieht, wo die anderen bloß beleuern.

Abgesehen von diesem Beitrag und wenigen anderen ist die Tendenz, die dem Heft das Gepräge gibt, unzulänglich, einseitig in einer politischen, auf Siebenbürgen nicht anwendbaren Art: reichsdeutscher Parteierport. Die völkische „Bewegung“ in Deutschland in ihrem heutigen unausgegorenen, unsachlichen Zustand — was eine spätere Klärung nicht ausschließt — darf bei uns nicht zielgebend werden! Sie ist reichsdeutscher Partisanismus und sieht nicht, was hier ohne Hilfe, aber mit größerer geistiger Fähigkeit und Tiefe langit an den inneren Quellen des Volkes wirkt.

Keiner der Männer dieser Aufgabe: Meschendorfer, Pomarius, Nußbächer, Golberth, Capesius, Alß, Drend, Alsr. Hermann, Möchel und andere, keiner der unterstützungs-werten Politiker, z. B. Brandisch, Rolly, Esaki, Müller ist in der Mitarbeiterliste ge-nannt, außer Dr. A. Wolff. — Ein Ruhsenlertum mag recht haben, aber es muß ins Boile zu greifen wissen — dann möge der Kampf für und wider entbrennen. Hier hat die Idee keinen Gegenruf und keinen Zurs im Volke ausgelöst. Ihr Bekenntnis ist verklungen selbst in unseren winzigen Verhältnissen — deshalb möge auch die durch äußere Umstände bewirkte Verspätung dieser Rezension nicht tragisch genommen werden. (N.B. die Leserschrift selbst hat.)

✓ *Recht*

Heinrich Adam, Mirakel. Vier Novellen. Selbstverlag. Kronstadt 1927. Eine Neuererscheinung eines anscheinend sehr jungen Autors, der mit den Merkmalen des Dilettantismus behaftet wohl eine sympathische Gesinnung, aber außer diesem Alltagsvorzug auch nichts weiler offenbart. Das Thema der „Novellen“ ist die Liebe, wie sie Bäckische erträumen, ehe sie auch nur einmal „hokettiert“ haben. Die erste „Novelle“ handelt in schwelgerischer und häufig banaler Sprache von einem Jüngling, der sich nicht etwa darum quält, weil er nicht weiß, ob ihn seine Elfriede liebt, sondern weil, wie er sagt: „wir uns doch so lieb haben und trotzdem nicht den Mut aufbringen, uns unsere Geheimnisse anzuvertrauen, uns wenigstens einen Kuß zu geben.“ Er nimmt sich dann vor: „Morgen oder nie... als ich selbstvergessen heim-schritt!“ Er vergißt den Kuß nicht und als er ihn bekommen hat, hört er mit der Liebsten im weichen Waldmoos im Angesichte Schäßburgs „zuversichtlich die Worte in unseren Ohren erklingen: Hier stirbt der Deutsche nicht, darauf vertraut!“ Es wäre leicht, noch andere herrliche Stellen, besonders in den letzten „Novellen“ anzu-streichen, aber ich will mich dem Vorwurf nicht aussetzen, ein weiches Herz, das sich offenbart zu haben glaubt, unnütz an den Pranger zu stellen. Es genügt ihm zu sagen, daß noch lange kein Recht zur Kunst hat, wer ein Gefühl hinausflammell ohne Steigerung, ohne innere und äußere Handlung und dies Gefühl selbst nicht wiedergeben kann. Die Weite des Erlebens, dessen Bedeutsamkeit und die Aber-legenheit bei dessen Wiedergabe sind die Vorbedingungen für künstlerisches Schaffen, wobei man allerdings auch mit dem Sinn für Zusammenhänge, mit einem das Leben ausdeutenden Geist und überdies mit sprachlicher und lebendiger Gestaltungs-kraft begnadet sein muß.

Kap. 6/1927, Seite 236-238

Diese vier Novellen sind ein Nichts, das einzige Geheimnis darin ist der Titel. Warum „Mirakel“?

Kap. 6/1927, Seite 238

Heinrich Alß

Lyrik und Publikum. Die Lyrik der Gegenwart ist ohne Publikum. Sie hat den Zusammenhang mit dem ewigen Stoff lyrischer Formung nicht verloren, wie sie gibt sie die seelischen Bewegungen der Menschen wieder in unmittelbarer Verdichtung. Der bleibende Inhalt des Menschen wandelt seinen äußerlichen Ausdruck mit der Zeit, so wandelt auch die Lyrik ihr Außengesicht, ja sie vollzieht die Aenderung früher als das Leben im Alltag. So hatte der Weltkrieg sein erstes

Signal in der europäischen Lyrik ertönen lassen, früh, um 1912. Und dieses Signal war kein gegenständliches Sagen, sondern eine unruhige Ausdrucksweise der unruhigen Zeitseele, die sich im Kriege entlud. Geschehnisse des Lebens haben immer zwei wesensverschiedene Seiten: auf der einen steht ihre äußere Zwecksetzung, die andere zeigt ihren Gehaltsinhalt. Gehaltsinhalte aber lassen sich nur in der Kunst unmittelbar und dauernd fassen. Sie brauchen die Verdeutlichung durch das Thema des äußern Vorgangs nicht. Sie sind eben der weiche Kern des Geschehnisses selbst. — Deshalb ist Lyrik, der Ausdruck dieses Kerns, auch nicht der Kommentar der Ereignisse, sondern ihre Musik. Die dem Kriege vorangehende Lyrik war nicht ein Kampfesang, sie gab das unruhige Herz der Zeit wieder, das weglose.

In dieser Weglosigkeit liegt auch der Grund, weshalb Lyrik heute keine Hörer findet. Früher konnte ein Gedichtband unzählige Auflagen erleben, noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es lyrische Ereignisse, noch ein Richard Dehmel schuf sich mit seinem ersten Gedichtband eine Gemeinde. Der Grund dafür liegt in der Gleichartigkeit der lyrischen Produktion und des Publikums. Damals kündigte die Lyrik nicht so offen in Form und Inhalt eine neue Zeit an. Sie war in einer langsamer sich entwickelnden, im allgemeinen geistig nicht so aufgepeitschten Periode deren Ausdruck. Es gab wohl Empörung und Ablehnung auch gegen und für sie, aber sie fand zum mindesten Beachtung. Heute findet sie diese nicht mehr. Sie spricht nicht mehr an. Der moderne Mensch ist zweckbezogen und gefühlklarer. Ihn reizt die Handlung, nicht der geistige Sinn. Deshalb verliert das Wort für ihn die magische Hintergründigkeit und Ausdruckskraft. Ein Teil der Lyriker spürt diese öffentliche Verflachung, er ist ihr selbst unterworfen und sucht daher den neuen Menschen dort zu fassen, wo er zu fassen ist: in äußerlicher Gegenständlichkeit. So entstand die unerfreuliche Besingung des modernen Lebens, des Sports, der Technik, aber nicht aus der inneren begeisterten Durchglutungskraft, die einen Verhaeren die Weite des neuen Lebens zu singen trieb, sondern in kleintlicher Aufzählung der Einrichtungsgegenstände der Neuzeit: eine Undichtung, die keine Nähe, am wenigsten den modernen Menschen vom Ofen lockt, der inmitten dieser Gegenstände einen wennauch banalen Zweck sucht und liebt, nicht aber die Gegenstände selbst.

Die wahre Lyrik blieb unbeachtet. Sie lebt aber nach dem expressionistischen Aufstand in innerlicher Weite. Ihr fehlt nur das Publikum. George, Vischoff, Ina Seidel, Hartmann, um wahllos einige zu nennen, sind die Bewahrer der Zeitseele in großerschauer überzeitgebundener Vision. Wenn jemals die Menge wieder einkehrbereit ist, hier findet sie die Türe geöffnet. Und weil die Türe offen ist, läßt sich erwarten, daß die Einkehr erfolgen werde. Denn geistige Produktivität ist immer im Zusammenhang mit den lebensgestaltenden Schicksalskräften. Es ist selbstverständlich, daß eine Klärung der Zeitströmung in den Quellen beginnt.

Dies ist die Lage der Lyrik in Deutschland. Sie spricht nur gegen das Publikum. In Siebenbürgen liegen die Verhältnisse anders. Weder ist der Mensch hier so neuzeitlich zweckbezogen wie dort, noch so naturentwöhnt. Dafür aber träger, unkultivierter, im gewohnten Singsang aller lyrischer Strophen besungen und von vornherein abgeneigt, sich durch ein neues Gedicht rühren zu lassen, wenn es sich nicht bußrig leicht darbietet wie Heinellieder. Auf keinem Gebiete ist der Rückstand hinter Europa fühlbarer. Autos lenkt man auch hier, aber der Fahrer ist in den meisten Fällen ein Mensch der 90er Jahre, er beginnt Dehmel eben zu verstehen. Schon Rilke ist ein Vorrecht der Stürmer und Dränger. Und George bloß der Dichter,

der ärgerlicherweise keine großen Buchstaben verwendet. Daß Villencron und Dehmel hier schon gelesen werden (oder wurden) ist das Verdienst der „Karpatten“; hätten diese nie bestanden, wir hätten noch bei Geibel. 1914 stellten die „Karpatten“ ihr Erscheinen ein. Seither ist kein Lyriker allgemein bekannt geworden. Man frage zum Beweise Bekannte nach der neuzeitlichen Lyrik, die sie kennen. Rilke ist fast ausnahmslos der letzte, das heißt: man kennt seinen Namen. Heym, Trakl, heute schon lange im Grabe, sind manchmal in den Blättern erwähnt worden; nicht mehr als zwanzig Leute in Siebenbürgen kennen sie.

Wir hätten die Ruhe zum lyrischen Genuß, wir alle in diesem Land. Die hereinragende Natur läßt uns gleichsam das Geheimnis, weshalb Lyrik entsteht, sichtbar empfinden. Es fehlt nur eines: die durch Generationen herangezogene Liebe zur Kunst, die früher bei den akademisch gebildeten Kreisen Heimstatt hatte, jetzt nach deren Verarmung keine Befriedigung mehr finden kann. Unsere uneigennützig dem Geistigen zugewandten Schichten sind mittellos und die reichen Leute vor zu kurzer Zeit dem Handwerkertum entschlüpft, um sie zu ersetzen. Der Bildungsgrad in sehr vielen reichen Familien ist gering, beinahe empörend aber ist die Indolenz vor geistigen Fragen. Ich kenne wohlhabende Männer, die niemals ein gutes Buch gelesen haben. Hier ein Verhältnis zur Lyrik zu verlangen, wäre ungerecht, denn der Kreis der Menschen, die Lyrik überhaupt empfinden können, ist von Natur klein, aber selbst die normale Entwicklung sozial aufsteigender Menschen findet in manchen nicht statt: daß sie in der zweiten Generation für die Epik Gefühl bekommen und allmählich eine andere maßgebendere Welt neben ihrer Tätigkeit achten lernen. Ich kenne Ausnahmen. Für die Lyrik aber ist die Unempfänglichkeit fast allgemein. Der Grund liegt in der geistigen Trägheit, die sich zu Worten, die weder die Lust an Ereignissen reizen wie in Romanen, noch einen zahl- und klagbaren Gewinn eintragen, nicht überwinden kann. Es ist — da die wenigen Ausnahmen der Empfanglichen und derjenigen, die auf anderem Geistesgebiet einen Ersatz suchen, nicht mitzählen — kein stolzes Zeichen der geistigen Tiefe in unserem Lande.

Wp 8/1927, Seite 354-358
Petr

Dilettanten-Theater. Wir liegen zu weit ab von den westlichen Theaterstädten, um jemals ihren unmittelbaren Einfluß zu spüren. Die auf der Bühne zum Ausdruck gelangende geistige Bewegung der Zeit dringt nicht zu uns. Ihrer literarischen Fassung erst, dem Buch, kann sich der einzelne nähern. Aber hier fällt das Er-

regende und Anschauliche des Ereignisses fort. Theater wird so nur mittelbar empfunden und dazu sind sehr wenige fähig — die Gemeinschaft nie. Vor der offenen Szene aber wird diese mitgerissen, schafft ungewollt selbst am Spiel, wird verführt zum Geistigen oder Ungeistigen, je nach ihrer, der Stücke und der Spieler Art.

Die Wandertruppen, die unser Gebiet bereisen, können die notwendige Verbindung zum Theater nur für kurz herstellen. Das verpflichtet sie zu einer besonders strengen Auffassung ihrer Aufgabe, über die in dieser Zeitschrift schon gesprochen worden ist.

Wir haben außer ihnen, die doch von vielen Zufälligkeiten abhängen, noch eine Möglichkeit Theater zu schaffen und es ganz in die Volksgemeinschaft einzufügen: durch Dilettantentruppen aus unserer Mitte. Der Hermannstädter deutsche Theaterverein hat den Anfang zu solcher Spielbelebung gemacht.

Es wäre verfehlt, wenn die Dilettanten sich bemühten, bedeutende schauspielerische Leistungen zu erzielen oder verloren an kleinstädtische Vereinseligkeiten sich am Gegenteil begnügten und nur eine Unterhaltungsbande für etliche Bekannte sein wollten. Bei uns soll eine Dilettantengesellschaft künstlerisches Gut vermitteln. Der Mittler selbst ist nicht so wichtig wie das Vermittelte. Fühlen sich die Dilettanten als Diener des Dichtwerks, das sie andern zubringen, so ist ihre Einstellung recht, wenn dazu noch Lust am Spiel und Erfolg die nötige Atmosphäre zur Darbietung schaffen. Wenn aber nur diese Lust bestimmt, wird auch die Atmosphäre des Spiels bloß nach dem Puder der Eitelkeit riechen, der allerdings zu jedem Theater wie die Szene selbst gehört, ein Ensemble aber noch nicht aufstellt. Ein bestimmtes Maß von Begabung muß jeder Spieler mitbringen — nicht zu viel, denn sonst erhebt er sich aus der Mitte der übrigen und gefährdet Einklang und Einheit, wenn ihn nicht ein überlegener Spielleiter in den Schranken hält.

Spielt eine solche Truppe nur in den Städten, wird ihr Spielplan von den westlichen Bühnen bestimmt werden können. Man wird dann die besten Stücke, die Anrecht auf Beachtung zu haben scheinen (hier gibt es noch keine Gewissheiten) wählen und von Zeit zu Zeit ein älteres Stück. In diesem Falle handelt es sich um rein örtliche Vereine, die nicht wandern. Aber die größere Aufgabe ist bei den anderen Truppen — und solche streben wir an! — die jung sind, aufs Land hinaus und unmittelbar ins Volk wirken wollen. Bei solchen Truppen wird der Geist der Wandervogel-Spielgemeinschaften aufleben müssen, doch nicht in einseitiger auf das Volksspiel gerichteter Ausschließlichkeiten. Das Volksspiel ist nur am nötigsten, nötig ist auch die andere Kunst. Diese Spielgemeinschaften streben die Befruchtung des deutschen Theaters durch das Volk und Volksspiel an. Wir müssen aus der Dichtung sprechen und zu ihr bekehren. Deshalb ist die Nachahmung der deutschen Spielgemeinschaften ein Ünding für unsere Verhältnisse. Unsere Dilettantentruppen müssen auch dies und mehr wollen, denn sie sollen in Stadt und Land spielen.

Ein festes Programm kann keiner Truppe vorgezeichnet werden. Für bäuerliche Spieler und Hörer eignet sich nicht dasselbe wie für städtische.

Ein Ünding wäre es aber auch, wollte man einen festen Spielplan für eine solche Truppe aufstellen, die ja bisher nur noch im Wunsch besteht. Kleine Stücke dem Umlange nach, schwer an dichterischem Gehalt, also zuerst doch wohl Volksspiele aus dem mittelalterlichen Erbe, werden am geeignetsten sein, dann die vielen Einakter, kleinen Dramen und Lustspiele aus der bewußten Dichtung bis auf den heutigen Tag, schließlich die Spiele, die von Spielgemeinschaften da und dort in

Deutschland herausgegeben werden. Auf keinen Fall aber genügen die Stücke, die auf den Dorfbühnen oft gespielt werden: lächerliche, von Schulmeistern verfaßte Szenen vaterländischen Inhalts, die wie Vereinsreden wirken.

Das naive Spiel verlangt einen bestimmten Stoff, der es erst rechtfertigt. Der Stoff muß aber dazu fähig sein, das heißt, er muß entstofflicht, Dichtung sein.

Diese Bemerkungen sind kein Grundriß, nicht einmal ein unansehnliches Programm für unser Laienspiel, sie möchten aber auf das Thema weisen, zu dem die Diskussion zu eröffnen ihr Preis sein möge. *Ref. 10/1927, Seite 395-397*

Unsere Zeitungen und der Ferienhochschulkurs. Die sächsischen Schriftleiter haben meistens ein Gefühl für die Tragweite politischer und wirtschaftlicher Äußerungen, die sie an die Öffentlichkeit bringen. Ob sie den Nagel dabei auf den Kopf treffen, kommt auf ihren Kopf an. Sie fühlen sich zumindest als verantwortliche Verwalter der Volksbelange und bemühen sich dem zu entsprechen.

Geistige Ereignisse dagegen werden dem Zufall überlassen, selbst dann, wenn deren Auswirkungen nationale Bedeutung haben. In den Zeitungsstuben regiert ein Hinterwäldlertum, das kulturelle Fragen anscheinend für Lugus und nicht für tief auf Bestand und Gedeihen eines Volkes einwirkende Größen ansieht. Das krassste Beispiel bietet das S.-D. Tageblatt, das noch immer keinen Schriftleiter für Kunst angestellt hat, obwohl es das Geld dazu hat.

Durch die Hermannstädter Ferienhochschulkurse wird alljährlich ein Fluß geistiger Bewegung in unser Volk geleitet. Die Zeitungen bemerken die unerwünschte Störung entweder gar nicht, — so brachte das Tageblatt zwar Abdrücke von einzelnen Vorträgen, aber keinen zusammenfassenden Bericht — oder in der Art der Kronstädter Zeitung, die ein sinnloses Referat (18. Sept.) veröffentlicht. Eine Probe daraus genügt:

„Dr. Alfred Bäumlér... hatte das Thema: Kunst und Religion. Ich will auch aus seinen Vorträgen eine kleine Kostprobe geben. Er sprach u. a. von der Entwicklung der Gothik (mit h natürlich). Wir hören von der Vergeistigung des Körpers, und vom beseelten Raum. Von Ruhe in der Bewegung und von Bewegung in der Ruhe. Er nennt die Gothik die „Sinnlichkeit des Nordens“. Der hochstrebende Dom ist für ihn eine „spirituelle Steigerung des geistigen Ausdrucks im Bau“. Er entmaterialisiert den Raum. „Die Kunst der Verneinung aller leiblichen Gestalt“ ist die Musik. In dieser Kunst wirkt Bach gothisch.“

So wird ein außerordentliches Ereignis „besprochen“! Der Referent S. N.-B. mag entschuldigt sein, er versteht es nicht besser. Weshalb aber nimmt die Zeitung einen so blühenden Unsinn an? Wir haben genug Leute, die für kulturelle Berichterstattung geeignet sind.

Das Geschwäh in den Zeitartikeln über unsere Kultur zeigt bei solchen Vorfällen eine famose Kehrseite und recht sie Gelehrten, darunter einem Eduard Spranger, entgegen, die unsretwegen nach Siebenbürgen kamen. Nicht zu zwei Spalten vernünftiger Berichterstattung konnten sich die führenden Blätter aufraffen!

Der Hauptstiftleiter der Kronstädter Zeitung verteidigte neulich in seinem Blatt die sächsische Presse. Nun man sehe einmal nach, wie die baltischen und sudetendeutschen Blätter eine geistige Verantwortung erfüllen, wie sie ihre Ferienhochschulkurse in mehreren Fortsetzungen von Leuten besprechen lassen, die ihrer Aufgabe gewachsen sind. Wenn aber die Regierung die Kurse verböte, wie würden da unsere Zeitungen

über den kulturellen Schaden zerkern, den wir erleiden müßten, wir dankbaren Beschenken!

Ich möchte neben Dr. Alfred Bäumler nicht stehen, wenn er den Bericht über seine Vorträge zu lesen kriegt. Mir ginge es blutrot in die Wangen, daß ich Kronstädter bin.

Heft 10/1922 Seite 397-398

Zur Pfarrfrage. Die Diskussion über die Pfarrerkrise hat zu einigen grundlegenden Aufsätzen geführt. Alfred Pomarius verriet im Augustheft des Klingor („Die ethische Krise unseres Volkes“) die tiefste Einsicht in das Problem. Pomarius hat dort auch meine Äußerungen über diesen Gegenstand einer Korrektur und Begründung unterzogen, der ich widerspruchsfrei Raum gab, weil ich sie billigte. Angehts seiner Feststellungen erscheint die Darstellung von Hermann Kibb („Der sächs. Pfarrer und das sächs. Volk“, S.-D. Tageblatt 23. Sept.) unzulänglich und verallt (auch Diskussionen haben ihre Entwicklung). Wenn Kibb gewisse Maßnahmen der kirchlichen Oberleitung, die das Einflußgebiet des Pfarrers einengen, als Ursache dafür nennt, daß unser Volk durch die Unzufriedenheitsbewegung aufgewiegelt ist, wird man verblüfft fragen, ob jene Maßnahmen den Pfarrern das Handeln und Reden verboten haben. Gewiß hat eine Verringerung des Machtumfanges der Pfarrer eine Erschwerung ihrer politischen Führerarbeit zur Folge. Eine Erschwerung der geistigen Führerschaft aber kann aus solchen äußerlichen Maßnahmen nicht entstehen, wenn die Führer geeignet sind. Nun umfaßt das Amt unserer Pfarrer sicherlich eine Vermischung geistlicher und politischer Aufgaben, die nach außen gar nicht getrennt werden können, und braucht gewisse äußerliche Stützen, aber die Berechtigung empfängt auch dieser Mischberuf von der geistigen Eignung seines Trägers, die vorhanden sein muß und durch keine Organisation gewährleistet werden kann. Eher ist schon eine Bevormundung und Behinderung des Pfarrers denkbar durch den Geist, der die Organisation durchzieht. Diesen Geist empfinden auch wir als unzulänglich, soweit es sich um seine wichtigsten Belange handelt, um die religiösen. Hier ist sicherlich wennauch nicht jeder, so doch der heutige kirchliche Zentralismus schädlich.

Kibb meint an mehreren Stellen, Bauern und Pfarrer seien eine Einheit. Das sollen sie jedenfalls sein und wenn die Pfarrer es so empfinden, ist es sicherlich gut. Die Bauern tun es nicht mehr. Darüber gibt es leider keine Täuschung. Ebenso wenig vermag ich Kibb, der da zu stark pro domo spricht, zuzustimmen, wenn er behauptet „Wären die Pfarrer wirklich noch die Führer, so stände alles klar und gut bei uns“. Ja, wenn es eben noch Pfarrer wären, die sich ihre Stellung und den geistigen Anhalt, der sie trägt, wahren können -- dann ja. Aber ich lasse mir nun einmal nicht ausreden, daß der Kopf für seine Glieder verantwortlich ist und auch dafür, wenn er gestutzt wird.

Was unsere Krise ausmacht, ist zum Teil die religiöse Krise der Zeit. Es wäre ungerecht, sie den Pfarrern zur Last zu legen. Aber die Pfarrer dürfen auch nicht außerhalb dieser seelischen Zeitfrage stehen und allein in der nachsten Organisation den Grund für ihre Machtlosigkeit suchen. Der liegt näher an und in ihnen.

All dies sagt gar nichts gegen die außerordentliche Wichtigkeit des Pfarrers standes bei uns, dem man die größte Wichtigkeit wünschen muß. Schematisch aber läßt sich diese nicht verstehen.

Ich weiß nicht, ob Kibb der Meinung ist, daß der Pfarrer auch über das Dorf hinaus Führer sein soll und im Dorfe in der früheren Art. Ich halte eine solche

Meinung für eine unzulängliche Pfarrhausromantik. Schon meine Generation hat durch Pfarrer keinen bleibenden Eindruck für das Leben empfangen, und nun gar die heute hochwachsenden neuen Stände, die sich um unseren Handel und unsere Industrie schließen, an deren Einschmelzung ins Volksganze noch sehr wenig gedacht wird.

Ob aus diesen lebens- und zeitgeschaffenen Ständen nicht auch unsere neuen geistigen Führer für die Städte entstehen, sei nur als Frage hingestellt. Für Kronstadt, wo auf allen Gebieten die sächsische Landeskirche nichts als eine Organisation ist und selbst die Professoren nur als Einzelpersonen kraft ihrer besonderen Eignung, nicht ihres Standes wegen, eine Rolle spielen können, ist eine solche Entwicklung schon Tatsache.

Kpf 70/1927, S. 398-399
 Heinrich Zillich

↑
 P. Zillich

Gastspiel des Hermannstädter deutschen Theatervereines in Kronstadt

Das Theaterspiel von Dilettanten, soferne es sich seiner natürlichen Beschränkung bewußt bleibt, kann in Siebenbürgen von größter kultureller Wichtigkeit werden. Es dient nicht großer Darstellungskunst, überhaupt weniger dem Theater als Spielstätte, sondern der lebendigen Vermittlung von Kunstwerken und ersetzt damit in stärkerer Werbung viele andere Bildungsstätten.

Vorausgesetzt natürlich, daß es sich fernhält von den üblichen Gelegenheitsspielen der Vereine und sich auch tatsächlich um die menschliche (und nicht um die gesellschaftliche) Ausdeutung eines guten Stückes bemüht. Es wird damit schon zur Truppe zum Ensemble. Und ein solches Ansemlle spielte nun in Kronstadt. Die zwei Stücke - "Das Grabmal des unbekannten Soldaten" von Raynal und "Spiel im Schloß" von Molnár - waren gut gewählt nach ihrer Theaterbedeutung, obwohl das zweite kaum mehr ist als ein Zuckerwerk verblüffender technischer Fertigkeiten und nicht recht geeignet für die Spieler, die hier zu Gebote standen. Die Rollen verlangen besonders im zweiten Stück außerordentlichen Nuancenreichtum im Ausdruck und große Bühnenerfahrung. Aber darauf kommt es schließlich nicht an. Es war Lust und Freude bei der Truppe zu bemerken und dies reizte an, in dieser Zeitschrift über die Frage des Dilettantentheaters bei uns grundsätzlich zu handeln, was nächstens geschehen soll.

Apr 6 / 1927, Seite 236

Rein

Apr 8 / 1927

Seite 312

Der Tod des Königs Ferdinand am 20. Juli löste mehr als nur menschliche Teilnahme aus. Unter der Regierung Ferdinands trat Rumänien in den Weltkrieg ein, erlitt diesen stark an sich selbst, befehlte nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte große Teile Österreich-Ungarns und führte so die Vereinigung der Landstriche herbei, die heute sein Gesamtgebiet ausmachen. Unter Ferdinands Regierung wurde Rumänien in Umfang und Bevölkerungszahl ein mittelgroßer Staat, dem an der russischen Grenze auch allgemeine europäische Aufgaben erwachsen sind. Im Austausch der verschiedenen Traditionen der vereinigten Gebiete veränderte sich das innere Leben und geriet in eine Gärung, die noch lange andauern wird.

Aber diesen bedeutsamen Geschehnissen, die uns Siebenbürgern ein verändertes Los beschieden, war der König ein bleibendes objektives Gewicht. Das Menschliche seiner Persönlichkeit war anziehend und auch dort, wo er selbst nicht schützen konnte beruhigend, weil er in sich das Prinzip verkörperte, das diesem Staat zu wünschen nach seinem Tode nun notwendig geworden ist.

Rein

des Balkans ankündigten, verblüfften und empörten uns auch. Jetzt können wir dem schon zusehen. Nur die großen Skandale wühlen in uns noch nach. Es gibt keinen Monat ohne ein neues Ereignis, das uns die Methode klarmacht, der wir ausgeliefert sind. Die Methode ist ja kein Plan, keine bestimmte Maßnahme gegen diese Provinz, obwohl auch solche Streiche gewagt werden, sie ist einfach der Feldzug des Mißtrauens derjenigen gegen Siebenbürgen, denen die höhere Kultur ein Hemmnis ihres Handelns zu sein droht. Durch unser bloßes Da- und Anderssein behindern wir die balkanische Art des Regierens.

Liberalen und Averescaner ohne viel Anhang im Volk, die sich wechselseitig zur und von der Regierung helfen, wobei der letzten Averescu-Regierung billigerweise kluge Mäßigung zuerkannt sei, wissen, daß die nationale Bauernpartei das System ändert, wenn sie, die das Volk wirklich hinter sich hat, einmal ans Ruder kommt. Mit dieser Partei, die, für eine rumänische Partei unglaublich, eine Idee vertritt, wäre der Balkan angegriffen und könnte die europäische Staatsauffassung zum Siege gebracht werden. Davor fürchten sich die Liberalen. Das wäre ihr Tod. Was aber von der Nationalpartei gilt, trifft ebenso auf die Minderheiten zu. Mit beiden Gruppen steht im rumänischen hergebrachten politischen Leben das kultivierte Europa drohend drin.

Diese Gefahr der Invasion der moralischen Staatsauffassung verstärkt die Abwehrkräfte. Die Liberalen müssen, um sich und den Balkangeist zu retten, ihre Anstrengungen zur Machterhaltung verdoppeln. Dies ist ihnen nur möglich nach ihrer Weise. Und so erlebten wir Wahlen, wie wir sie nicht kannten. Der Wille eines ganzen Landes wurde durch Terrorakte, Beamten, Gendarmerie, Militär verwischt und ausgelöscht. Durch den von allen Wählern mit Augen, Ohren und von vielen mit geprügelten Körpern erlebten Bruch der Wahrheit haben die Liberalen ungeheuerlich gesiegt.

Die Wahlen hatten aber noch keinen politisch momentan weit wichtigeren

Hintergrund und wurden auch deshalb so brutal durchgeführt. Die Liberalen als die tragende Partei des Staatsaktes vom 4. Januar 1926, durch den Prinz Karl den Thron verloren hat, wollten, um alle Gegner dieser Verfassungsänderung in der Hand zu haben und die Einsetzung des Regentschaftsrates in Ordnung durchzuführen, beim Tode des Königs an der Macht sein. Für sie hing alles davon ab, ob es ihnen glückte. Deshalb wurde ohne erkenntlichen Grund Averescu gestürzt, ein Zwischenkabinet Stürbey eingeschoben, das den Übergang zu den Liberalen erleichterte, die dann im Juni die Regierung antraten, den Wahlsieg herbeiführten und beim Tode des Königs tatsächlich an der Macht waren. In der Konzeption und Durchführung des Planes offenbart sich ein bedeutendes politisches Können, das dem Land sicherlich nützlich ist, aber auf weite Sicht die Wirkungen so gefährlicher Methoden der Machtergreifung und der Regierung, die im alten nicht aber im neuen Rumänien heimisch ~~ist~~ sind, kaum wird verringern können. Denn die kulturelle Seite des Ereignisses liegt klar im Ergebnis der Wahlen und den Maßnahmen, die dazu verholfen haben, und in der Tatsache, daß selbst Siebenbürger als Helfer der Liberalen das Land drangsaliert haben. Damit hat die Offensive, des Balkans in unserer Mitte wichtigere Erfolge errungen als im Zahlenergebnis.

Die moralische Versehrtheit auch im Herzen Siebenbürgens ist ein Grund, desto schärfer dagegen aufzutreten. Uns muß sich, solange wir solchen Methoden unterstehen, Politik immer mit Kultur verquicken. Diese muß bewahrt werden.

Bewahrt werden auch des Staates willen. Der Staat, wenn er seinen bleibenden Interessen so entgegenarbeitet wie bei den letzten Wahlen, wird an Stärke nicht ge-

winnen. Auch unsere Freundschaft für ihn wird er so nicht anwärmen. Wir bringen ihm hier seltene Gaben: Verantwortungsgefühl, Objektivität und besten Willen entgegen — er aber schlägt uns durch die Balkanpartei wie Feinde. Dies Mißtrauen nützt weder dem Staat, noch uns und sogar den machthabenden Leuten nicht. Wie könnten wir helfen und mitarbeiten, wenn man uns nicht planmäßig von jedem Amt und jedem Einfluß fernhielt!

Wir können nur nützen, überall und wohin man uns ruft. Und ruft man uns nicht, so kann unsere Opposition nützen, nicht uns und nicht sofort, aber dem Ganzen. Denn die bleibende Krise im Staat heißt: Balkan oder Europa. Wie sie Lösung findet, wird den Staat bis in die Grundfesten berühren. *Kef. 8/1927, Seite 312-34*

Minderheitenblock. Der Hermannstädter sächsischer Kreisausschuß hat seinen Wählern den Aufruf erteilt, bei der Senatswahl nicht auf den sächsischen Kandidaten zu stimmen, sondern auf den Liberalen. Die Liberalen versprochen dafür, in Kronstadt, im Großkokler Komitat und in der Gfuk die Wahlen unbehelligt verlaufen zu lassen. Daß der Pakt von den Liberalen nicht eingehalten wurde, ist selbstverständlich und stellt unseren gewitzten Politikern, die immerfort real zu handeln meinen, ein erheiterndes Zeugnis aus: Statt drei Senatoren haben sie uns gar keinen verschafft (denn der Senator in der Gfuk ist nicht ihr Verdienst).

Aber das ist der innere Kern der Angelegenheit nicht. Der Kern ist dieser: Wir gingen in die Wahlen mit den Ungarn zusammen als Minderheitenblock, weil wir des Paktierens müde sind, weil unsere Minderheitensache im parteipolitischen Gespann der Liberalen oder Awerescaner nur deren Stärkung bewirkte und weil wir betrogen worden waren, immer betrogen worden waren. Zum erstenmal nach Jahren des Handels war eine Idee zum Ziel gemacht. Zum erstenmal waren wir nicht Partei, sondern Rechtswalter und -verteidiger ohne Seitenblick. Zum erstenmal konnte uns kein Vorwurf treffen. Hunderte von uns wurden dafür geprügelt, entrechtet, verhaftet und Zehntausende durch Gewalt von den Urnen abgedrängt. Und doch brachten wir in dieser einzigartigen Wahl 15 Kammerabgeordneten durch, immerhin 15 statt 50, die uns bei freien Wahlen zugefallen wären. Wir haben uns nicht nur dem Terror gestellt, wir haben ihm auch fünfzehnmal erfolgreich standgehalten.

Und da wird dieser moralischen Kraft, der ganzen durch die Wahlen angefeuerten Lust, fortan auf eigenem anständigen Minderheitenboden zu stehen, diesem inneren Auftrieb unserer Sache ein wenig erfreuliches Gegenstück geliefert durch die Geschäfte um den Senatsposten. Wie leer sind die großen Wörter der Abgeordneten, wenn sie, während das Volk auf ihr Kommando schon marschiert, mit dem Feinde Versicherungspolizzen austauschen und nachher so leere Beschwichtigungen loslassen wie am 29. Juli im S. D. Tagebt).

Dieser Kampf durfte nicht durch Teilgeschäfte verbalkanisiert, und seiner Bedeutung entkleidet werden. Gleichgültig, wieviel Senatsitze — die innere Integrität mußte bewahrt werden. Wir sind der Gefahr, kleiner Vorteile wegen uns aufzugeben, verfallen. Wenn solcher Geist aus Bukarest in unsere Führerschaft dringt, wie lange wird das Volk so zu stehen vermögen wie bei den letzten Wahlen? Und weshalb sollte es noch stehen? Und wofür? *Kef. 8/1927, S. 314* *Georg Siliu*

Dr. Heinrich Siegmund und die Pfarrerfrage. Die Philosophie, die jede Erscheinung des Lebens aus den wirtschaftlichen Verhältnissen erklärt, ist die Mutter des Sozialismus und des Bolschewismus, dem Dr. Siegmund erbitterte Feindschaft geschworen hat. Bolschewiken sind ihm auch jene, die an unseren Pfarrern Kritik üben, denn sie tun es aus „Neid“, wie er im Siebenb.-Deutschen Tageblatt am 4. August ^{V1927} mitteilt, weil sie der Meinung sind, daß die Pfarrer viel Geld verdienen. Einen anderen Anlaß der Unzufriedenheit mit den Geistlichen sieht Siegmund nicht. Kein Wort über das, was schließlich Aufgabe der Kirche ist: Religion. Er steht auf derselben philosophischen Grundlage wie die Sozialisten.

Niemals konnte ich einen Aufsatz von Siegmund lesen, ohne ein Gruseln zu verspüren. Ich habe nackte Angst vor dem Menschentyp, der alles, was uns groß und teuer ist im Leben, auf Zahlen und Formeln bringt, dem ich nur ein Züchtungsprodukt bin, aus Blut und Geld, Nahrung und Getränken. Daß über all diesen menschenmitbestimmenden Einflüssen ein Ich ist und die Idee, die Menschen zu Menschen macht, geht in seine Medizinflasche nicht ein.

Als dann in der Aronstädter Zeitung ein x. y. die Gedanken Siegmunds des weiteren ausführte protestierte gottlob ein Pfarrer — Hans Lienert — öffentlich gegen solche Art der Parteinahme für seinen Stand.

Wann wird die Kirche gegen die Zahlenmenschen, die ihre Krise ausmachen, einen Kreuzzug eröffnen? Daß die Pfarrer wie andere geistige Berufe gut bezahlt werden müssen, ist selbstverständlich, und daß es Schädels gibt, die sich darüber ärgern, ebenso. Aber die Kirche dürfe sich von ihren Verteidigern eine Mißachtung ihrer Gegner nur dann gefallen lassen, wenn sie wüßte, daß sie bloß der leere Geldschrank drückt.

Heinrich Zittich

Hef 9/1927, Seite 356

Peter

Architekturausstellung Robert Kisch in Hermannstadt und Kronstadt

Robert Kisch, ein Hermannstädter, ist ein begabter Architekt. Vor einigen Jahren, nach Beendigung der Hochschulstudien, versuchte er in seiner Heimatstadt Boden zu fassen. Das war ungefähr ein so abenteuerlicher Plan, wie Blinde sehen zu lehren. Der Baugeschmack in unseren Städten verträgt keine klaren Architekten. Die wenigen, die wir haben, konnten nur im Laufe vieler Jahre einwurzeln, nach Streit und manchen Abstrichen von ihren Ideen. Kisch bedankte sich dafür und ging nach Berlin. In drei Jahren setzte er sich durch. Mehrere seiner Entwürfe wurden prämiert. Der Erweiterungsbau der Reichskanzlei wird nach seinen Plänen ausgeführt. Damit ist die Zeit dafür gekommen, ihn auch in der Heimat zu beachten. Während des Hochschulkurses in Hermannstadt und im Oktober in Kronstadt waren Pläne und Ansichten jener Bauten des Büros Dr. Jobst Siedler, Berlin, zu sehen, die Kisch entworfen hat.

Es handelt sich fast durchwegs um große Gebäude, Siedlungsanlagen und stadtbauliche Entwürfe. Zwei Gesichtspunkte bestimmen diese Baukunst: die zweckmäßigste und einfachste Erfüllung der im Einzelfall gegebenen Bauaufgabe und, da diese im Inneren des Hauses liegt, die Durchkomponierung der äußeren Form von innen her. Dadurch tritt in die Entwürfe eine neue, von keinem überlieferten Stil entlehnte

Schönheit klarer geometrischer Formen. Diese Formensprache ist aber nicht radikal und theoretisch bestimmt, wie es in den Bauten mancher anderer neuzeitlicher Architekten geschieht! Kisch besitzt eine außerordentliche Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit. Dies ist besonders dort fühlbar, wo er, wie beim Entwurf der Reichskanzlei, den Neubau in ein stilistisch stark ausgeprägtes Straßenbild einfügt. In einem meisterhaften und einfachen Wurf führt er die beiden angrenzenden Bauten in den neuen hinein, indem er in ihm die Massengliederung beider auffängt und zueinander leitet, den Neubau aber dabei groß und doch nicht drückend aufstellt.

Ebenso reizvoll sind andere Entwürfe von ihm, wie z. B. der Plan zur Bebauung des Domplatzes Ulm, wo die Stellung der Gebäude, ihre Höhe und Gestalt immer danach entworfen ist, den Dom hervorzuheben und ihn durch Ansichtsverschneidungen zu steigern.

Diese Klarheit und werkhafte Ehrlichkeit in der Baukunst, deren bester Darsteller er selbst in dieser Zeitschrift sein wird (sein Aufsatz über Baufragen ist uns versprochen), fand nur in der Fremde einen Platz. Man kann sich eines bitteren Gefühls nicht erwehren. Wie und was in unseren Städten gebaut wird, ist meist erbärmlich. Die Rumänen führen einen als rumänischen Stil bezeichneten Kisch aus Bukarest ein, der sich in Villen und Verwaltungsgebäuden ausblüht, so wurde zum Innenentwurf der Handelskammer in Kronstadt, der von einem Kronstädter stammt, die Fassade aus Bukarest geliefert, damit das Haus „national-rumänisch“ aussehe, während Kisch selbst einen seiner besten Pläne für diesen Zweck geschaffen hatte. — Solche Barbareien zeigen den Grad unserer Baupervertung an. Sie äußert sich auch in der Verunstaltung schöner altstädtischer Häuser, die durch Fassadenänderungen und Umbauten in anscheinend „modern“ gedachte Bastardgebäude verwandelt werden. Dazu treten die famosen neuen Villen mit ungeheueren Dachausgeburten, einem Wirrwarr von Balkonen und Türmchen. Man stellt sich einem Straßenbild ausgesetzt, das der eigenen schönen Bauüberlieferung Hohn spricht. Dabei könnten wir Architekten haben, wie der Fall Kisch beweist!

Dilettanten heraus! In den Zeitungen ist folgendes zu lesen:

„Um den vielen talentierten Dichtern und Schriftstellern, über die das Deutsche Großrumäniens unzweifelhaft verfügt, die Möglichkeit zu bieten, mit ihren Werken vor die große Öffentlichkeit zu treten, erscheint im Laufe des Herbstes das „Jahrbuch deutscher Dichter und Schriftsteller Großrumäniens“. Alle, die in ihrer Schreibstube bisher unveröffentlichte Gedichte oder andere literarische Arbeiten hüten, mögen dieses an Hauptchriftleiter Eugen Bugel, Temesvár, 2. Strada Barnutus dringendst einsenden, denn das Jahrbuch wird als Prachtwerk des deutschen Weihnachtsbüchermarktes erscheinen.“

Auf hat er! Mehr als ich! Mir öffnen die „deutschen Dichter Großrumäniens“ jetzt der Jahren ihre Schreibstube — ich muß es leiden. Dieser Optimist Eugen Bugel öffnet sie sich selbst. Auf das Prachtwerk braucht man nicht neugierig zu sein.

Sechs, höchstens sieben Menschen, Herr Bugel, können im Lande deutsch schreiben. Nutzen Sie um Gotteswillen nicht den Rest auf, die eitle Phantasielosigkeit, diese Alphabeten, von deren Schreibversuchen unsere Blätter anschwellen.

Re- und Entmischung. In einem Aufsatz über die Kirchenverwaltung verwendet der Herr Reichsminister der Fremdwörterkunde für Zentralisation und Dezentralisation die Wörter Re- und Entmischung.

Recht! Zentrum und in gemeinsamer Umgebung Mitte, so bedeutet es doch in tausend Fällen Spitze, Baum, Mittelpunkt, Zentralisation, aus dem gleichen fremden

Petit

✓

Kehr 11/1927, Seite

436-437

Kehr 11/1927, Seite 432

↑

Pew

Wortstamm gebildet, bezeichnet eine Verwaltungsordnung, wo das wesentliche Verfügungsrecht der obersten Leitung vorbehalten ist. Bemittlung aber heißt: mit der Mitte versehen. Die Vorsilbe be bedeutet ein Überschütten, ein Zuteilen, ein Begaben, so in den Wörtern: Beschenkung, Beteiligung Betrübniß. Das Wort Bemittlung drückt also aus, daß die Mitte übertragen wird - ein platter Unsinn. Die Vorsilbe ent hat den Gegenwert der Vorsilbe be, sie drückt ein Wegnehmen aus, daher Entmittlung nichts anderes heißen kann als: die Mitte wegnehmen, ebenfalls ein Unsinn, denn Dezentralisation ist keineswegs die völlige Ausschaltung der Oberleitung. Nun kommt dazu, daß Mitte nicht Oberleitung ist. Nähme man dies an, so wären die Vorsilben: ab und zu weitaus entsprechender und infolgedessen Zu- und Abmittlung noch halbwegs sinnlich fühlbare Übersetzungen der Wörter Zentralisation und Dezentralisation. Es gelangte da die Zu- und Abbezogenheit der Bewegung im Verhältnis zur Mitte zum Ausdruck.

Es handelt sich aber nicht um Übersetzung, wenn wir deutsch sprechen sollen, unsere Sprache darf nicht in Abhängigkeit vom Fremdwort "erneuert" werden. Die Wortschöpfung und zwar die gefühlte, nicht verstandesmäßig bestimmte, muß vielmehr den Sinn des Wortes einschließen. Und da bietet sich für die Dezentralisation der Verwaltung das staatswissenschaftlich längst festgelegte Wort: örtliche Selbstverwaltung oder unmittelbare Verwaltung, für Zentralisation Einheitsverwaltung, mittelbare Verwaltung.

Faßt man nun die beiden Fremdwörter als reine Bewegung, ohne Beziehung zur Verwaltung, so ließe sich nicht in Verdeutschung, sondern im Deutsch für Zentralisation Mittelbarkeit, für Dezentralisation Unmittelbarkeit sagen oder auch Zustraffung und Entstraffung.

Kep M/1927, Seite 436-438 Heinrich Zillich
 436-438 ← DeW

Dörr und Schuster, die Führer der Unzufriedenen, haben den Aufsatz im April-Maiheft des Klingfor über die Gründungsversammlung ihrer Partei zum Anlaß genommen, einen Ehrenbeleidigungsprozeß gegen mich beim Kronstädter Bezirksgericht anzustrengen. Dieser Schritt mag seine rechtliche Begründung finden oder nicht, das ist gleichgültig. Wichtiger ist, ob mein Aufsatz den lebendigen sächsischen Interessen dient — und da brauche ich mir auch keine Sorgen zu machen. Schließlich ist klarzulegen, daß eine solche Stellungnahme wie meine eine beleidigende Absicht nicht hatte. Jede Beleidigung stellt noch eine Beziehung zu einem Gegner dar, mein Aufsatz dagegen zeigte, daß jede Verbindung mit Dörr und Schuster zu zerreißen eine Pflicht unseres Volkes geworden ist. Eine solche Pflicht muß begünstet werden und dazu braucht es deutliche Worte. Daß sich nun Dörr und Schuster beleidigt fühlen, wen wird das rühren! aber wie erniedrigend für mich wäre die Ansicht eines anderen — hoffentlich keines Sachsen — der annähme, ich hätte die Absicht gehabt, die zwei zu beleidigen.

Heinrich Stille

Ausstellung Imre Nagy in Kronstadt. Die Ausstellung, die im November im Blauen Saale stattfand, bot wie im Vorjahr eine reichhaltige Sammlung von Gemälden des ungarischen Künstlers, der auch am Klingfor mit Holzschnitten mitarbeitet und wie selten einer siebenbürgisches Land erfasst hat. Ich kenne nur ganz wenige Gemälde sächsischer Maler, die unsere Landschaft wertvoll wiedergeben. Eines von Walter Teulsch: ein Herbstwald in der Nähe Kronstadts, dann die Zeichnungen von Fritz Kimm, einige von Grete Csaki-Copony — es scheint, als seien unsere Maler innerlich gehemmt, die farbige Sprache der Heimat weiterzugeben. Der Grund liegt vielleicht in der starken Belastung unserer Malerei mit geistigen Problemen, die sich dem Porträt und der Komposition leichter zuwendet.

Dieser Ungar, der in einem Szekler Dorf haust, ist, ohne jemals in platte Heimatsduselei zu verfallen, der heute vielleicht bedeutendste Interpret unserer Landschaft, dabei stets mit starker Erfassung der neuen malerischen Möglichkeiten, also durchaus ein „gebildeter“ Maler, der sich nicht in seinen kleinen Kreis einspannt, um sich zu retten. Weil er sich nur das Wesentliche der modernen Malerei einschnitzte, daran die mitgebrachte Ur liebe zur Heimat geläutert wurde und alle provinzielle Enge verlor, geht durch sein Malen jene überlegene Sicherheit, die den Gegenstand seines Stofflich-Zuständlichen entkleidet und ihm das Innerste allgemeinwertig entreißt und es darstellt.

Charakteristisch ist für seine Bilder ein im Dunkel gehaltenes heroisches, fast balladeskes Erleben der Landschaft. Die Bäume werden füllig, schattenvoll, die Landschaft

trächtig von einer Stimmung, die überall das Salte, das Schwere und Erhabene ausdrückt und bevorzugt. Damit scheint mir nun auch ein wirklicher Inhalt unserer siebenbürgischen Landschaft gefunden zu sein. Ihre Unberührtheit, ihre geheimnisvolle Hülle für noch wirklich naturhafte, urwaldnahe Gesehnisse um Pflanze und Tier hat Nagy empfunden. Aus seinen Wäldern tritt noch das schöpferische Wallen feucht von Tau hervor. Nur die Sage erfasst dessen Wesen. Mythos ist hier erfüllt und gemalt. Erfüllt ohne Umschweif, aber auch ohne Engherzigkeit, gemalt mit Lust am Anorigen, Ansaßbaren, Greifbaren im menschlichen Körper, und mit Schauer vor der Landschaft, die niemand ergreifen, niemand anlassen, nur entgreifen und erfassen kann. Es ist eine männliche Einstellung zum Leben, einfach und kräftig, fast brutal, aber dabei geistig und seelisch tief unterlegt, voll Ahnung von dem Unausprechlichen.

Kep 12/1927
Seite 473
Peters

Kep 12/1927 Seite 473-474

Der Prophet in der Heimat. Ich erlebe es fast ausjährlich, daß tüchtige Männer, die für den Handel nicht geschaffen sind, aber dem geistigen Leben in Siebenbürgen mit vollem Kräfteinsatz dienen wollen, hier durch geringe Einkünfte und schließlich durch Erwerbslosigkeit jede Aufenthaltsmöglichkeit verlieren und fliehen müssen. Wir jammern über die schlechte Wirtschaftslage, die Not der Bauern, aber daß unsere feinsten und schöpferischsten Quellen verlegen oder nach anderen Richtungen abfließen, rührt niemand, weil ihr Wert von den Rechenköpfen bilanzmäßig nicht erfaßt werden kann. Dabei könnten wir diesem Häuflein von Menschen ohne große Opfer einen Lebensraum schaffen. Eine einzige halbgroße Firma, die von unseren Banken saniert werden muß, schluckt mehr Geld als diese Männer benötigen, um hier zu bleiben.

Es müßte einmal ein Buch geschrieben werden über all die unsäglichen Schwierigkeiten, Klastsch, Vllge, Verleumdung, Dummheit und Hinterhältigkeit, von denen jeder geistig bewegte Mensch, jede Erneuerungsarbeit hier gehemmt wird, angefangen von St. L. Roth bis zu den „Karpäthen“, bis zu dieser Zeitschrift, wie bei uns durch Ahnungslosigkeit und Engstirnigkeit Jahr für Jahr Seelen und Kräfte erdwürgt werden, kaum eine geistige Geburt nicht abgetrieben wird oder unverkrüppelt zur Welt kommt. Wer weiß es von den Gutgestellten, die es sich wohl sein lassen, als gelte dieser Einsatz nicht ihnen, wieviel Uneigennutz sich darbietet und schließlich verfanzt durch ihre Teilnahmslosigkeit oder bewußte Feindschaft.

Mir sagte einst ein kluger Fremder: es sei scheußlich, wie selbstsüchtig unser Volk sei. Ich antwortete: das stimme nicht, denn die unverhältnismäßig zahlreichen schöpferischen Menschen, die wir hervorbringen, geben ein anderes Bild, frei, uneigennützig, lebendig, nur der vorherrschende Schlag sei platt und kehle die besseren ab; trotzdem sei alles, was wir kulturell im Lande bedeuten, in den letzten Wurzeln durch die Kärner und Dölzer des Geistes entstanden. Wäre ihnen mehr Raum gegeben, es stünde tausendmal besser um uns. Aber wer versteht Politik auf lange Sicht!

Unsere Besten gehen fort. Aus dem Kreise um den Klingor verließen nur in der letzten Zeit Siebenbürgen: Robert Kiss, Hans Wühr, Konrad Nussbacher. Nun droht die Flucht eines vierten. Der Name tut nichts zur Sache, aber der Brief des Fluchtbereiten wird vielleicht einige Leser — und es werden nur diejenigen sein, die nicht helfen können — stutzig machen:

„Sie fragen mich, was ich nun anfangen werde. Da K. B. dem Institut, in dem ich arbeitete, vorläufig kein Geld anweist, es auch weiterhin ganz vernachlässigen wird, haben wir dort die Arbeit eingestellt. Vorläufig sitze ich jetzt in meinem Heimatsdorf, jahre pflügen und arbeite im Weinberg. Man wollte mir einen Posten im

Brukenhalmuseum zur Verfügung stellen, hat aber wegen Geldmangel abgelehnt. Da unsere Banken für unsere Wissenschaft kein Interesse haben, sind für uns trübe Aussichten.

Mir wird nichts anderes übrig bleiben, als ins Ausland zu gehen. Vorläufig sehe ich allerdings noch gar keine Aussichten und somit werde ich den Winter indorf zubringen, weil für mich das Leben hier noch am billigsten ist.

Ich habe das vergangene Jahr für 4000 Lei monatlich gearbeitet. Ich tat es in der Hoffnung, daß mit dem nächsten Jahr die geleistete Arbeit ordentlich bezahlt werde, nun sehe ich aber, daß gar nicht daran zu denken ist.

Wissenschaft ist bei uns eine Art Sport, Liebhaberei, wie etwa Skilaufen und darnach wird sie gewertet, obwohl man damit vor Reichsdeutschen immer Staat zu machen sucht. Ich sehe aber nicht, wie sich das ändern wird.

Nun, ich wollte nicht bitter werden. Man muß es eben bezahlen, wenn man nicht den breiten Trott geht wie Krethi und Plethi, sondern darnach trachtet, die Fähigkeiten, die man hat, durchaus auszunützen. Aber gerade das will man ja nicht haben. Sie nennen das seinem Vergnügen leben und das ist unfruchtlich.

Es zeigt sich, daß man seit vielen Jahrzehnten nur von Greisen, auch wenn sie es nicht an Jahren waren, geelthammelt wurde.

Ihnen herzliche Grüße sendend

Ihr Dr.

Es ist dies nicht der erste Brief, den ich aus solcher Stimmung empfang, es wird auch nicht der letzte sein. Man müßte sie alle vervielfältigen und unsere Bürger auf diesen Text „Ich bin ein Sachs, ich sag's mit Stolz“ singen lehren!

16.12.1937, Serb. 474-475